

refroy Hitchcock

Alfred Hitchcock

Die drei ???
und der
heimliche Hehler

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »The Three Investigators in The Mystery of the
Missing Mermaid«
(Random House, Inc., New York / 1983, ISBN 0-394-85875-1)
© 1983, Random House, Inc. Based on characters created by Robert Arthur.
This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:

Die drei ??? [Fragezeichen] und der heimliche
Hehler / erzählt von M. V. Carey nach e. Idee
von Robert Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d.
Amerikan. übertr. von Leonore Puscherf]. –
Stuttgart : Franckh, 1985.

Einheitssacht.: The three investigators in the
mystery of the missing mermaid <dt.>
ISBN 3-440-05468-3

NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1985

Alle Rechte an der deutschsprachigen Ausgabe, insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1985, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-05468-3 / L 9sl H ha

Printed in Czechoslovakia / Imprimé en Tchéoslovaquie

Satz: Fotosatz Stephan, Stuttgart

Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der heimliche Hehler

Grußwort von Alfred Hitchcock	7
Der kleine Ausreißer	9
Mermaid Court	15
Es kommt ganz schlimm!	24
Man tappt im dunkeln	29
Schwierige Ermittlungen	35
Böse Zungen	43
Ein Dieb geht baden	49
Auf dem Sklavenmarkt	56
Eine dramatische Aktion	61
Grauen unter Wasser!	69
Eine erstaunliche Entdeckung	74
Antworten werfen neue Fragen auf	79
Überstürzte Abreise	86
Justus läßt die Meute los	95
Ein verborgener Schatz!	101
Justus entwickelt eine Theorie	111
Der eine Fall ist gelöst	118
Besuch bei der Polizei	121
Hinauf in die Lüfte	129
Alfred Hitchcock kommt Justus zu Hilfe	137

Grußwort von Alfred Hitchcock

Willkommen, Krimi-Fans!

Falls ihr die drei ??? schon kennt, dann ist dieses Vorwort für euch eigentlich überflüssig. Blättert gleich weiter zum ersten Kapitel und stürzt euch ins Abenteuer. Es wird wieder spannend! Ereignisse und Gestalten ziehen in turbulenter Folge vorüber – ein kleiner Lausebengel, ein Hotel, in dem es spukt, ein höchst unsympathischer Hundefreund. Und sogar eine Nixe kommt hier vor. Ihr werdet vom lange zurückliegenden Tod einer schönen Schauspielerin hören, die . . .

Doch ich möchte nicht von vornherein zuviel verraten, daher zum Schluß dieser kurzen Einführung noch einige Worte zu meinen jungen Freunden: Die drei ??? sind ein Junior-Detektiv-Team, und sie wohnen in Rocky Beach, einer Kleinstadt an der Pazifikküste. Justus Jonas, Erster Detektiv und Anführer des Trios, ist ein leicht übergewichtiger, aber blitzgescheiter Knabe, der viel liest und alles, was er gelesen hat, auch behält. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist ein guter Sportsmann und ein guter Freund und – das soll hier nicht verheimlicht werden – ein wenig bange bei riskanten Situationen, in die Justus seine Freunde manchmal hineinlotst. Bob Andrews ist der kleinste der drei, aber ebenso mutig und ausdauernd wie die anderen. Obendrein ist er ein Bücherwurm, und so übernimmt er die Recherchen und betreut das Archiv.

Und nun macht euch gefaßt auf eine Geschichte vor farbigen Kulissen und voller Rätsel: ein geheimer Schatz, mehrere Vermißte, verblüffende Entdeckungen!

Alfred Hitchcock

Der kleine Ausreißer

»Er ist weg! Teddy ist weg! Einfach verschwunden!«

Die Frau kam aus dem Hof über die Straße gelaufen. Sie war jung, hübsch, sonnengebräunt. Und sie war völlig verängstigt.

»Mr. Conine, er ist schon wieder weg!« rief sie. »Ich kann ihn nirgends finden!«

Der alte Herr hatte an der Strandpromenade auf einer Bank gegessen und mit drei Jungen geplaudert. Nun sah er plötzlich verdrossen und gereizt aus. Er stieß einen mürrischen Laut aus. »Verflixt noch mal!« schimpfte er leise. »Kann dieser Bengel denn nicht mal zwei Minuten lang bleiben, wo er ist?«

Er stand auf und trat zu der Frau hin. »Regen Sie sich nicht so auf, Regina«, sagte er. »Es gehört schon zum normalen Tagesablauf, daß Teddy ausreißt. Tiny paßt ja auf ihn auf.«

»Tiny ist aber gar nicht bei ihm«, erwiderte die Frau. »Tiny schläft. Als ich ganz kurz mal woanders hinschaute, war Teddy verschwunden. Und er ist ganz allein!«

Bei diesen Worten sahen die drei Jungen, die bei dem alten Mann gegessen hatten, einander an.

»Ist der Ausreißer Ihr Sohn?« erkundigte sich der eine, der ein wenig mollig war. »Wie alt ist er denn?«

»Er ist fünf«, antwortete die Frau, »und er weiß genau, daß er nicht allein losziehen darf.«

»Na, weit wird er nicht gekommen sein«, meinte Mr. Conine.

»Suchen wir eben die Promenade ab. Sie gehen hier entlang, und ich gehe in Richtung Bootshafen. So finden wir ihn bestimmt, warten Sie's nur ab.«

Er tätschelte ihren Arm, und sie ging ohne große Überzeugung los. Der Mann sah ihr nach und wandte sich dann in die entgegengesetzte Richtung.

»Fünf Jahre alt«, sagte der schlanke Junge mit der Brille. »Also weißt du, Justus, hier wimmelt es ja geradezu von merkwürdigen Typen. Wenn ich ein fünfjähriges Kind hätte, würde ich es bestimmt nicht allein hier herumspazieren lassen.«

Der stämmige Junge nickte. Er hieß Justus Jonas, und er war mit seinen Freunden, Bob Andrews und Peter Shaw, am Morgen in der betriebsamen, farbigen kalifornischen Stadt Venice angekommen. Eine Studie, die Bob für die Schule zu machen hatte, war der Anlaß für die Reise von Rocky Beach aus. Nachdem die Jungen ihre Fahrräder bei einem Supermarkt abgestellt und gesichert hatten, waren sie auf der Ocean Front entlangspaziert. So hieß die breite, gepflasterte Promenade, die am Strand entlang verlief. Mit großen Augen hatten sie dem bunten Treiben zugesehen, wofür Venice berühmt war – eine Art Dauer-Karneval mit Mädchen in Trikots, die auf dem Gehsteig Rollschuh liefen, mit Radfahrern, die daneben vorbeiflitzten, mit Kindern, die Drachen steigen ließen, mit Müßiggängern, die einfach in der Sonne saßen, und mit Eisverkäufern, Jongleuren, Clowns, Freiluftschauspielern und Wahrsagern.

Venice war ein einziges heiteres Straßenfest, aber es hatte auch seine Schattenseite. Neben der Ocean Front hatten die Jungen eine Gruppe Stadtstreicher gesehen, die im Sand hockten, eine Flasche kreisen ließen und sich mit verdrießlichen Gesichtern unterhielten. Dann beobachteten sie, wie ein junger Mann festgenommen und in Handschellen abgeführt wurde, offenbar wegen Drogenhandels. Sie sahen auch einen Ladendieb, der aus einem der Supermärkte am Strand flüchtete, in den Armen Tüten voller Lebensmittel, während der Supermarktbesitzer laut nach der Polizei rief.

Dabei erinnerte sich Justus an Geschichten, die er über Venice gehört hatte. Der Strand war dem Vernehmen nach

eine Zuflucht für Ausreißer und Aussteiger, die dort unter den Piers hausten. Banden brutaler junger Taugenichtse zogen angeblich durch die umliegenden Straßen. Venice war wirklich kein Ort, in dem ein kleines Kind unbeaufsichtigt herumstrolchen sollte.

Justus wandte sich zu seinen Freunden. Die beiden sahen ihn erwartungsvoll an und waren wohl der Meinung, daß er nun einen Entschluß fassen sollte.

»Sieht aus wie ein Fall für die drei Fragezeichen!« meinte Justus, und da grinsten die Freunde und nickten zustimmend.

Die drei ??? waren natürlich Justus, Bob und Peter. Sie hatten sich zu einem Junior-Detektiv-Team zusammengeschlossen und hielten ständig Ausschau nach neuen Fällen, die es aufzuklären galt. Kein Auftrag war ihnen zu schwierig oder zu simpel – sie packten zu und gingen ihn an.

Die Jungen schritten die Ocean Front ab. Bei ihrer Suche gingen sie methodischer vor als der alte Mr. Conine oder die Mutter des Jungen. Sie spähten in Hauseingänge. Sie schauten hinter Mülltonnen nach. Sie blieben stehen, um sich mit den Kindern zu unterhalten, die barfuß am Strand herumtollten. Und sie gingen auch in die kurzen Querstraßen, die die Ocean Front mit den beiden breiten Parallelstraßen, Speedway und Pacific Avenue, verbanden.

In einer dieser Seitenstraßen sahen die drei ??? einen kleinen Jungen, der auf der Terrasse eines Hauses kauerte. Er unterhielt sich ganz ernsthaft mit einer fuchsroten Katze. Er hatte dunkles Haar und dunkle Augen, genau wie die Frau, die ihr Kind vermißte.

»Heißt du Teddy?« fragte Justus.

Der kleine Kerl gab keine Antwort. Er wich zurück und versuchte, sich auf der Terrasse hinter einer Hollywoodschaukel zu verstecken.

»Deine Mutter sucht dich«, erklärte Justus.

Der Kleine starrte ihn nur stumm an. Doch dann überwand er sich. Er kam hinter der Schaukel hervor und streckte die Hand aus. »Na gut«, meinte er.

Justus nahm den Jungen bei der Hand, und alle vier machten sich wieder zur Ocean Front auf. Als sie wieder vorn bei der Promenade waren, sahen sie sofort Mr. Conine. Außer Atem und in großer Sorge kam er angelaufen. Er stürzte sogleich auf Ted los.

»Du ungezogener Bengel!« schalt er. »Deine arme Mutter ist völlig verzweifelt!«

Da tauchte auch schon die verzweifelte Mutter auf. Erst schloß sie Ted in die Arme. Dann nahm sie ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. »Wenn du noch einmal wegläufst, dann setzt es was!« drohte sie ihm an.

Die Drohung machte zwar auf Ted keinen Eindruck, aber er hielt wohlweislich den Mund. Er wartete geduldig, während die Jungen sich mit seiner Mutter bekannt machten.

Sie hieß Regina Stratten. Plötzlich war sie wieder gut gelaunt und redselig, als sie mit den Jungen die Promenade entlangging und dann in den Innenhof trat, aus dem sie gekommen war. Der Hof bildete die Mitte einer U-förmig angeordneten, zusammengebauten Häusergruppe. An den beiden Längsseiten befanden sich Ladengeschäfte. Regina Stratten trat in den ersten Laden links, die Buchhandlung ›Bücherwurm‹.

Drinne machte sie die drei ??? mit ihrem Vater Charles Finney bekannt, einem schwächlichen Mann von etwa sechzig Jahren, der an der Kasse saß. Mr. Finney und Regina führten gemeinsam die Buchhandlung, wie die Jungen erfuhren. Ted verkrümelte sich unterdessen, aber diesmal ließ ihn Tiny, der Hund, nicht aus den Augen.

Tiny war ein Riesentier, halb dänische Dogge und halb Labrador. Als er Ted wieder sah, wedelte er mit dem Schwanz und stupste Ted mit der Nase an der Schulter.

»Siehst du!« sagte Regina Stratten. »So sehr hat dich Tiny vermißt. Schämst du dich denn gar nicht?«

Ted riskierte einen herzbewegenden Blick. »Tiny hielt doch gerade seinen Mittagsschlaf, und ich wollte ihn nicht wecken, also ging ich alleine los.«

»Mach das noch einmal, dann werde ich dich wecken!« kündigte Regina an.

Mr. Conine war im Eingang stehengeblieben und hatte die Wiedervereinigung beobachtet. Nun wurde er von einem schlanken Mann in mittleren Jahren zur Seite gedrängt. Der Mann sah gut aus, hatte aber eine mißbilligende Miene aufgesetzt. Er starrte Ted zornig an.

»Bist du der Lausebengel, der mir mein Schaufenster mit Zahnpasta beschmiert hat?« herrschte er den Jungen an.

Ted wich zurück und verschanzte sich hinter Tiny.

»Ted!« Regina war außer sich. »Ted, was fällt dir bloß ein?«

Mr. Finney seufzte. »Ich hatte mich schon gewundert, was aus unserer Zahnpasta geworden war.«

»Noch einmal so etwas, und ich hole die Polizei und lasse dich einsperren«, drohte der Mann vom Ladeneingang her.

»Bitte, Mr. Burton«, wandte sich Regina an ihn. »Machen wir doch daraus keine Staatsaktion. Bestimmt tut es Ted sehr leid, und er wird . . .«

»Er wird einen großen Bogen um mein Haus machen, sonst passiert was«, sagte der Mann. Dann schüttelte er den Kopf.

»Dieses Kind muß endlich zur Vernunft gebracht werden!« erklärte er.

Tiny spürte, daß dieser Mann sein Herrchen nicht leiden mochte. Knurrend erhob er Protest.

»Und du, Köter«, fuhr der Mann auf, »du hältst die Schnauze!«

Dann ging ihm auf, daß er sich mittlerweile nur lächerlich machte, und er stelzte aus dem Laden.

Ted blickte zu seiner Mutter hin. Sie sah sehr ernst aus, und sein Großvater nicht minder. Ted versteckte das Gesicht hinter Tinys Schulter.

»Es reicht jetzt«, sagte seine Mutter. »Genug mit dem Theater und der gekränkten Unschuld, Ted. Von nun an nimmst du dich zusammen, hörst du? Mr. Burton ist unser Hauswirt, und er könnte uns den Laden hier ohne weiteres kündigen, wenn du ihn weiterhin ärgerst.«

Ted antwortete nicht. Unter einem Tisch hinten im Laden waren ein paar Modellautos, und er ging zum Spielen hinüber. Tiny kam hinterher.

»So, nun wird er spuren«, meinte Regina Stratten. »Wenigstens für die nächste Viertelstunde.«

Sie bedankte sich nochmals bei den Jungen fürs Aufspüren ihres Sprößlings, und Mr. Finney lud die drei ein, noch ein wenig dazubleiben und eine Limonade zu trinken. Sie nahmen die Einladung gern an, denn das traf sich gut im Zusammenhang mit den Studien, die sie hier treiben wollten. Justus und Peter halfen Bob nämlich bei der Erkundung von Material für seine Arbeit über modernes Leben in Amerika, die er in den Sommerferien für die Schule zu schreiben hatte.

»Ich werde über städtische Wohngebiete schreiben, in denen Veränderungen vor sich gehen«, erklärte Bob Mr. Finney, »und da fand ich, die Gemeinde Venice sei für den Anfang ganz gut geeignet.«

Mr. Finney nickte, und der alte Mr. Conine biß sofort freudig an. »Venice hat sich laufend verändert, seit es gebaut wurde«, berichtete er. »Es ist schon eine verrückte Wohngegend, und langweilig wird es hier nie.«

»Ihr kommt doch morgen zum Festzug wieder her, nicht?« fragte Regina.

»Die Parade zum vierten Juli? Na klar, wenn sie sehenswert ist«, antwortete Bob.

»Unbedingt müßt ihr die sehen«, entgegnete Mr. Finney. »Sie ist ganz anders als ein Festzug, wie man ihn sonst kennt. Am vierten Juli, dem Nationalfeiertag, ist alles möglich, und in Venice wird man da selten enttäuscht!«

Bob wandte sich mit fragendem Blick an seine Freunde. Peter sah zum Schaufenster hinaus auf die Ocean Front. Gerade ging eine Frau in einem lilafarbenen Kleid vorüber, die offenbar ein Selbstgespräch führte.

»Das ist Miß Moonbeam«, sagte Mr. Conine. »Sie ist Stammgast hier am Strand.«

»Aha«, meinte Peter. »Also wenn es hier schon an einem normalen Werktag so bunt zugeht, möchte ich das Festtagstreiben auf keinen Fall versäumen. Ich bin dafür, daß wir uns die Parade ansehen!«

»Ich auch«, stimmte Justus Jonas zu. »Ich kann es kaum erwarten!«

Mermaid Court

Kaum hatten die drei ??? am nächsten Tag den Strand erreicht, da hörten sie einen lauten Knall – eine Explosion oder einen Schuß.

Peter zuckte zusammen. »Was war das?«

»Immer mit der Ruhe«, beschwichtigte Justus. »Heute ist doch Nationalfeiertag. Das war nur ein Knallkörper.«

Peter sah betreten aus. »Ach ja, natürlich. Nur kommt einem alles hier so überdreht vor. Richtig verrückt.«

Das stimmte wirklich. Auf alle Fälle herrschte ein unglaubliches Gedränge. Auf der Promenade wimmelte es von Rollschuhläufern und Fußgängern. Zu Hunderten sprangen Kinder zwischen den Erwachsenen umher, und zu Hunderten saßen alte Leute eisessend unter Sonnenschirmen. Kleinkinder wurden in Sportwagen geschoben, und Hunde trotteten einzeln oder in Rudeln 'daher. Straßenmusikanten spielten Flöte und Gitarre, und zu beiden Seiten der Promenade boten abenteuerliche Gestalten abenteuerliche Kleidungsstücke aus Kombiwagen und Transportern feil.

Bob hatte seine Kamera mitgebracht, und im Gehen machte er Fotos. Von Miß Moonbeam, der Dame in dem lilafarbenen Gewand, glückte ihm ein Schnappschuß, während sie zur Melodie eines Akkordeonspielers tanzte, dem ein knallbunter Papagei auf jeder Schulter saß.

Ein wenig später trafen die Jungen auf der Ocean Front einen zerlumpten Mann, der einen Einkaufswagen vom Supermarkt voller leerer Flaschen und Dosen vor sich her karrte. Zwei Mischlingshunde trotteten hinterher. Als der Mann bei einem Abfallkorb stehenblieb, um darin zu stöbern, blieben die Hunde folgsam bei ihm stehen.

»Das ist Fergus«, sagte jemand hinter den Jungen. Es war Mr. Conine, der alte Mann, den sie am Vortag kennengelernt hatten. »Fergus ist eines unserer Originale hier«, erklärte er. »Eine dieser einfachen, guten Seelen, die man meist nur vom Hörensagen kennt. Ein schlichtes Gemüt vielleicht, aber er würde keiner Fliege etwas zuleide tun, und das Wenige, das er hat, teilt er mit seinen Hunden. Die Kinder mögen ihn alle gern. Paßt mal auf, ihr werdet schon sehen.«

Die Jungen schauten zu, wie Fergus über den Gehweg zu einer Bank vor einem Café schlenderte. Er setzte sich hin und zog eine Mundharmonika hervor. Seine Hunde setzten sich auch, mit aufmerksamem Blick und gespitzten Ohren.

Fergus begann zu spielen. Erst war die Musik ganz leise, fast zu leise, um sie zu hören, aber mit einem Mal tauchten von überall her Kinder auf. Sie kamen ganz ruhig an, zu zweit oder zu dritt, und hockten sich im Halbkreis um den Mann.

Es waren keine bekannten Melodien, aber die Musik klang hübsch, und die drei ??? merkten, daß sie ebenso fasziniert lauschten wie die Kinder.

Das kleine Konzert dauerte nur ein paar Minuten. Dann steckte Fergus sein Instrument ein und schob ab mit seinem Einkaufswagen und den Hunden. Auch die Kinder gingen wieder auseinander.

»Geht das immer so zu?« fragte Justus. »Kommen dann immer Kinder an?«

»Immer«, erwiderte Mr. Conine. »Fergus ist unser einheimischer Rattenfänger.«

Die Jungen gingen weiter, und Mr. Conine schloß sich ihnen an. Feuerwerkskörper explodierten auf dem Strand und sogar auf der Promenade. Als die Jungen auf den Buchladen zugingen, sahen sie Ted über den Innenhof zur offenen Straßenseite kommen; anscheinend wollte er sich den Trubel ansehen. Sein vierbeiniger Gefährte Tiny begleitete ihn. Der Hund machte vorsichtige, steifbeinige Schritte, und die Jungen erkannten, daß er recht alt sein mußte.

»Da – seht mal«, sagte Peter. »Der Kleine ist ja schon wieder alleine auf Achse.«

»Das ist in Ordnung«, entgegnete Mr. Conine. »Tiny ist bei ihm. Tiny hält sich für einen Superhund. Er würde niemals zulassen, daß jemand sich an Ted vergreift. Wenn er es nur auch schaffe ' n könnte, Ted vor seinen eigenen Dummheiten zu bewahren . . .«

Er schüttelte nachdenklich den Kopf. Bob meinte: »Ted macht wohl immer wieder Dummheiten, wie?«

»Ja«, bestätigte Mr. Conine. »Er ist sehr lebhaft und hat viel

Phantasie, und immerzu in der Nähe des Ladens zu bleiben, findet er langweilig. Regina ist verwitwet, und einen Babysitter kann sie sich nicht leisten. Also treibt sich Ted den ganzen Tag hier herum, macht Jagd auf die Katzen und die kleinen Hunde der Nachbarn und denkt sich Spiele aus. Manchmal ist er Superman, dann wieder Tarzan. Seine Mutter sehnt schon den September herbei, denn dann kommt er in die Schule.«

Der kleine Junge schien einer Sache schnell überdrüssig zu werden. Die drei Freunde sahen, daß er das Interesse an dem Treiben auf der Straße schon wieder verloren hatte und nun einen Ball gegen einen verwahrlosten alten Bau an der hinteren Hofseite warf. Das dreistöckige Gebäude wirkte fehl am Platz im Vergleich zu den Ladenbauten, die sich an beiden Seiten rechtwinklig zur Straße hin anschlossen, und zu dem attraktiv gestalteten Innenhof der U-förmigen Anlage.

»Was ist denn das für ein alter Kasten?« fragte Bob Mr. Conine. »Er sieht aus, als hätte er eine besondere Geschichte.«

»Ja, so ist es. Das ist ein ehemaliges Hotel, ›Mermaid Inn‹. Von dieser Bezeichnung ›Zur Nixe‹ hat die ganze Wohn- und Geschäftsanlage um den Innenhof ihren Namen: ›Mermaid Court‹. Wenn du eine Arbeit über eine sich wandelnde Umgebung machst, dann solltest du unbedingt ein paar Bilder von dem Hotel beifügen.«

Während Bob einige Aufnahmen machte, sahen sich Peter und Justus im Innenhof um, zu dessen Erkundung die Zeit am Vortag nicht gereicht hatte. Der Hof öffnete sich nach Westen, und von dem alten Hotel hatte man freie Sicht aufs Meer. Die Nordseite des Hofes begrenzte ein langes, zweigeschossiges Gebäude mit Läden zu ebener Erde – erst der ›Bücherwurm‹, dann ein Laden für Drachen und Flugmodelle und schließlich noch ein kleineres Geschäft, das in der Auslage seltene Steine, Mineralien und handgearbeiteten Silberschmuck zeigte. In der Ecke zwischen diesem Laden und dem

Hotel führte eine Außentreppe zum Eingang eines weiteren Geschäfts hinauf. Das war die Mermaid-Galerie, die unmittelbar über dem Steinladen lag.

»Die Galerie gehört dem reizenden Mr. Burton«, erwähnte Mr. Conine. »Ihr hattet das Vergnügen, gestern seine Bekanntschaft zu machen, als er Ted anbrüllte. Er ist überdies der Besitzer der Anlage ›Mermaid Court‹ samt dem Hotel. Seine Wohnung ist neben der Galerie, über der Buchhandlung.«

Die Jungen schauten sich noch die restlichen Bauten an. Das Mermaid-Hotel nahm die ganze östliche Seite des Hofes ein. Die Südseite wurde wieder von einem zweigeschossigen Anbau mit Läden und Wohnungen abgeschlossen. Gleich neben dem Hotel war ein geräumiges Café-Restaurant, und am Ende des Flügels gegen das Meer hin gab es noch einen Laden für Wolle und Handarbeitszubehör.

Der Innenhof selbst war reizvoll gestaltet, mit gepflasterten Spazierwegen, Rasenflächen und Blumengefäßen. Vor dem Café gab es eine erhöhte Terrasse mit Stühlen und Tischen. Ein magerer, dunkelhaariger junger Mann ging dort umher, räumte benutztes Geschirr ab und stapelte es mit viel Geklapper auf einem Tablett. Er hatte eine fahle Haut und sah aus, als habe er längere Zeit nicht geschlafen und sich nicht gewaschen. Der kleine Ted war auch wieder da und sprang unermüdet vom Rand der Terrasse auf den Boden hinunter. Tiny saß dabei und beobachtete sein Herrchen voll Ergebenheit.

»He, du Bengel!« fuhr der junge Mann mit dem Tablett Ted an, »Laß das jetzt sein, ja?«

Ted war beleidigt. Er zog sich zum Buchladen zurück.

»Der Bursche hätte nicht gleich so zu brüllen brauchen«, meinte Peter. »Ted hat schließlich keinem etwas getan.«

»Mooch Henderson muß erst noch Manieren lernen«, entgegnete Mr. Conine. »Tony und Margaret Gould, die Pächter des

Cafés, hatten in letzter Zeit wenig Glück mit ihrem Personal.«
»Gehört die Gaststätte auch Mr. Burton?« fragte Bob mit einem Blick zu dem Café.

»Ja, die auch. Wie ihr seht, sind die beiden Flügelanbauten ganz neu. Nur das Mermaid-Hotel gehört noch zum alten Venice. Es wurde um 1920 gebaut, als die Gemeinde gegründet wurde. Sie sollte ihrem Namen nach dem italienischen Venezia Ehre machen. Das amerikanische Venice wurde als eine Art nationale Attraktion in den Vereinigten Staaten geplant, und es war wirklich großartig. Nach dem Vorbild der Lagunenstadt wurden Kanäle angelegt, und die Filmleute aus Hollywood kamen oft und gern her, um hier das Wochenende zu verbringen. Sie wohnten im Mermaid-Hotel und schwammen im Meer. Aber dann zog es die tonangebenden Leute mit der Zeit zum Wochenende eher nach Malibu. Unsere Stadt kam allmählich ziemlich herunter. Das Hotel war für Übernachtungen nicht mehr gefragt und wurde geschlossen. Als Clark Burton das Gebäude samt dem Grundstück kaufte und die beiden modernen Flügel anbaute, dachten wir alle, er werde den alten Kasten renovieren lassen. Aber das hat er bis heute nicht getan.«

»Clark Burton!« Bei Justus war der Groschen gefallen. »Der Schauspieler! Wußte ich es doch, daß er mir bekannt vorkam, als wir ihn gestern trafen.«

»Er ist Schauspieler?« fragte Peter. »Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Ja, Burton ist Darsteller beim Film«, erklärte Conine. »Nur hat er seit Jahren nicht mehr in einem Film mitgewirkt. Jedenfalls hatte er seine große Zeit, als ihr noch gar nicht geboren wart. Woher kennst du ihn, Justus? Aus dem Fernsehen?«

»Justus ist ein Kino-Fan«, erklärte Bob. »Er geht immer in die alten Filme, die in den kleinen Kinos in Hollywood wieder aufgeführt werden.«

Peter grinste boshaft. »Justus war ja selber mal ein Filmstar«, warf er ein, »bekannt als ›Pummelchen!‹«

Da war Mr. Conine völlig verduzt. »Ach du liebe Güte! *Du* warst das ›Pummelchen‹? Sieh mal an!«

Justus' Gesicht glühte. Es war ihm zuwider, an seine Vergangenheit als pummeliger Kinderstar erinnert zu werden. Er wechselte schleunigst das Thema.

»Sie sagten, Clark Burton führt diese Galerie?« erkundigte er sich und wies auf das Obergeschoß des Nordflügels.

»Ja. Er verkauft Keramik-Kunst sowie Gemälde und Silber.« Dann zeigte Mr. Conine auf den Balkon an der Südseite des Hofes, über dem Café und dem Wollegeschäft. »Da oben sind zwei Wohnungen«, fuhr er fort. »Ich habe die eine gemietet, die an das Hotel angrenzt, und Miß Peabody bewohnt die andere mit dem Blick aufs Meer. Hier ist übrigens Miß Peabody. Eine charmante Dame, nur ein wenig zu streitbar.«

Mr. Conines Nachbarin war eine Dame von mindestens siebzig Jahren. Langsam kam sie die Treppe vom Balkon herab und hielt sich dabei am Geländer fest. Sie trug ein Kleid, das nach der herrschenden Mode zu lang war, und einen Hut mit rosafarbenen Rosen an der Krempe.

»Guten Morgen, Miß Peabody«, begrüßte sie Mr. Conine. »Darf ich Ihnen meine jungen Freunde vorstellen – Justus, Peter und Bob?«

»Justus!« wiederholte sie. »Interessanter Name. Er ist nicht sehr häufig.«

»Die Jungen machen eine Studienarbeit für die Schule«, erklärte Mr. Conine. »Sie erkunden eine Wohngegend im Wandel – unser Venice.«

»Ganz Venice?« fragte Miß Peabody. »Oder nur Mermaid Court?«

Bob war überrascht. »Gibt es denn so viel Wissenswertes allein über Mermaid Court?« erkundigte er sich.

»Mehr als du ahnst«, gab Miß Peabody zur Antwort. »Das alte Mermaid-Hotel ist das Haus, in dem Francesca Fontaine zuletzt wohnte. Seither ist sie verschollen.«

Mit dieser Mitteilung wußten Bob und Peter nichts anzufangen.

»Tja, wenn man's bedenkt . . .« sagte Miß Peabody. »Es ist wirklich schon eine Ewigkeit her. Also, Francesca Fontaine war eine Schauspielerin, die oft hierherkam, als Venice noch Stil hatte. Eines Sonntags stand sie am Morgen auf und verließ das Mermaid-Hotel. Sie wollte schwimmen gehen und watete ins Meer. Und man hat sie nie wieder gesehen.«

Justus zog die Stirn kraus. »Ja, ich glaube, diese Geschichte habe ich mal gehört.«

»Gut möglich. Sie ist in Hollywood eine Legende. Ja, und da man ihre Leiche nie gefunden hat, blühte der Klatsch. Manche sagen, die Fontaine sei an einer anderen Stelle an Land gewatet und nach Phoenix in Arizona gegangen, wo sie dann mit einem Geflügelfarmer zusammenlebte. Andere sagten, sie habe sich zum Hotel zurückgeschlichen und in ihrer Suite eingeschlossen, weil sie entdeckt hatte, daß sie schwer krank war. Unheilbar. Unheilbare Krankheiten waren damals sehr in Mode.«

»Und nun heißt es, im Hotel spuke es, und Francesca Fontaines Geist gehe um«, setzte Mr. Conine hinzu. »Fast möchte ich das selbst glauben.«

»Unsinn!« behauptete Miß Peabody.

»Es ist aber jemand im Hotel.« Mr. Conine sprach leise, doch nachdrücklich. »Nachts sehe ich Lichter hinter den Fenstern. Und da niemals ein Mensch hineingeht oder herauskommt, muß das jemand sein, der immer drinnen ist. Ich glaube, Clark Burton ist das auch bekannt, und deshalb will er das Hotel nicht wieder eröffnen und läßt es nicht renovieren.«

»Fürchtet er sich etwa vor dem Spuk?« fragte Bob.

»Nein«, erwiderte Miß Peabody. Ihre Augen funkelten vor Bosheit. »Ihm fällt nur nichts ein, um damit Aufsehen zu erregen. Clark Burton sieht sich gern beachtet. Aber wenn ihr mehr erfahren wollt, dann geht doch hin und redet mit ihm. Er ist jetzt in seiner Galerie.«

Bob stellte sich den Mann vor, der den kleinen Ted so grob angefahren hatte. »Ich . . . hm . . . würde ihn lieber nicht stören«, meinte er. »Vielleicht ist er sehr beschäftigt.«

»Er ist nie so beschäftigt, als daß er nicht mit Vorliebe über sich selbst reden möchte!« rief Miß Peabody. »Er ist ein eitler Pfau, und er genießt es, wenn man sich für ihn interessiert. Erzählt ihm einfach, daß ihr seinen Namen in eure Studienarbeit aufnehmen wollt, und dann werdet ihr schon sehen, was sich dann tut.«

Miß Peabody ging weiter und betrat das Café Mr. Conine lächelte ermunternd. »Die Parade fängt erst später an«, sagte er. »Geht nur hin.«

Die Jungen schlenderten zur Treppe am Nordflügel. Bob zögerte noch, dann holte er tief Atem und ging ebenfalls treppauf. Es machte ihm wirklich keinen Spaß, den jähzornigen Mr. Burton aufzusuchen. Würde der Mann den drei ??? auch so übel mitspielen?



Sonderbar, wie eigenartig die Einstellung alleinstehender Männer zu Kindern sein kann – der »asoziale« Fergus liebt sie und macht ihnen Freude; der wohlhabende Schauspieler und Galerist Burton findet keinen Zugang zu ihnen, und insbesondere der kleine Ted ist für ihn nur ein lästiger Störenfried. Behaltet das im Hinterkopf für den Fortgang der Geschichte.

Es kommt ganz schlimm!

Die Räume der Mermaid-Galerie waren hoch und hatten weiße Wände. Eine Türglocke ertönte, als die Jungen eintraten und sich zaghaft umblickten. Sie sahen holzgeschnitzte Plastiken aus edlem Material, Wandbehänge in leuchtenden Farben, Gemälde und Glasvitrinen mit sehr schönen Keramikarbeiten. Es gab auch Schalen und Vasen aus Silber und Buntglas.

Auf einem Podest bei dem großen Fenster neben der Tür stand die Keramik-Statue einer Nixe. Die Figur war etwa sechzig Zentimeter hoch. Das kleine Fabelwesen saß in anmutiger Haltung da, auf den Fischeschwanz gestützt, und hielt lachend eine Muschel in die Höhe.

»Was gibt es?« meldete sich Clark Burton. Er stand hinter einer Theke in der rechten hinteren Ecke des Raumes, die die Ausstellungsfläche von einem kleinen Küchenbereich mit Spüle, Einbauschränken und Besenschrank trennte. Mit abweisendem Blick musterte der Mann die Jungen.

Bob zögerte, als wolle er die Treppe wieder hinuntergehen. Burton war tatsächlich so griesgrämig, wie er es befürchtet hatte. Doch Justus trat näher und setzte seine selbstbewußte Miene auf.

»Ich bin Justus Jonas«, sagte er gemessen. »Wir sind einander gestern kurz begegnet, nicht gerade unter erfreulichen Umständen, als der kleine Ted nach Hause gebracht wurde. Meine Freunde und ich sind heute nochmals hergekommen, weil wir uns für diese Stadt interessieren. Und auch für Sie, Mr. Burton.«

Justus brachte Erwachsene nicht selten zum Staunen, und manchmal überfuhr er sie geradezu mit seinem Auftreten.

Burton hingegen wirkte allenfalls erheitert. Er kam aus seiner Küche hervor, und es zuckte um seine Mundwinkel.

Justus ließ sich dadurch nicht beirren und drehte nun richtig auf. »Mein Freund Bob erarbeitet eine Studie über städtische Wohngebiete, die sich im Wandel befinden. Man hat uns gesagt, daß Sie für die Veränderungen, die hier in Venice vor sich gingen, mitverantwortlich sind.«

»So, so!« entgegnete Burton. »Nun, das stimmt schon. Ich denke, ein paar Minuten kann ich für euch erübrigen. Nehmt Platz.«

Er wies auf Stühle vor einer Wand, und die Jungen setzten sich. Burton nahm sich einen Stuhl von der Wand gegenüber und ließ sich darauf nieder. Er fing gewählt zu reden an, als habe jemand den Text für ihn aufgeschrieben und er habe ihn eingeübt.

»Mermaid Court hatte mich schon lange interessiert«, begann er. »Ich kam häufig zum Schwimmen nach Venice, als die Stadt noch nicht wieder so beliebt war wie jetzt. Damals gab es noch keine Radwege und auch keine Läden. Es gab nur die kleinen Häuser am Strand, die mit der Zeit verfielen, und die künstlichen Kanäle waren mit Pflanzen ganz zugewachsen. Als das Mermaid-Hotel zum Verkauf angeboten wurde, erkundigte ich mich näher. Der Preis war nicht zu unverschämt, also kaufte ich das Hotel und das Grundstück davor. Als junger Mann hatte ich für Francesca Fontaine geschwärmt, und es tut mir irgendwie gut, daß nun mir das Haus gehört, in dem sie ihre letzte Nacht verbrachte.«

Er sah die Jungen forschend an. »Ihr kennt die Geschichte von Francesca Fontaine?«

»Ja, Sir«, antwortete Bob.

Burton nickte. »Als ich das Anwesen kaufte, gab es hier nichts außer dem Hotel und einem un bebauten, umzäunten Platz davor. Ich ließ die beiden Flügel anbauen, die nun den Innen-

hof umschließen, und diese Fläche ließ ich mit Pflanzen und Fußwegen gestalten. Da ich nun selbst hierhergezogen bin, wollte ich eine reizvolle Wohnanlage schaffen. Jetzt kommen viele Besucher hierher. Es sind nicht nur Ausflügler und Badegäste, sondern auch Städteplaner und Künstler und Architekten – Leute, die ein Wohngebiet neu und fortschrittlich bauen wollen.«

Burton sah außerordentlich selbstzufrieden aus. »Eines Tages wird Venice das sein, was schon immer seine Bestimmung war«, prophezeite er »Die heruntergekommenen Wohngebäude werden saniert, und unsere Stadt wird dann eine wirklich moderne, attraktive Gemeinde sein. Dann ist Mermaid Court Millionen wert!«

Er hielt inne, und Justus hakte ein: »Und wie ist das mit dem Hotel? Werden Sie es renovieren?«

»Das muß ich noch entscheiden«, gab Burton zur Antwort. »Es ist in sehr schlechter Verfassung. Im Grunde sollte man es abreißen. Aber es hatte seinerzeit diesen großen Namen, und es widerstrebt mir, ein solches Bauwerk zu zerstören.« Burton sah zu der offenen Tür hin. »Ich glaube, da hört man nun die Parade, die auf der Ocean Front vorüberzieht«, sagte er. »Habt ihr von mir alles erfahren, was ihr für eure Arbeit wissen müßt?«

Offenbar wollte er die Jungen loswerden. Sie bedankten sich bei ihm und gingen.

Der Innenhof war leer. Alles drängte sich jetzt am Straßenrand, um die Parade zu sehen. Schon war die Musik zu hören – ein eigenartiges Gemisch aus blechernen Hornklängen und schrillen Flötentönen mit Trommelbegleitung.

Die Jungen gesellten sich zu den Schaulustigen entlang der Ocean Front. Schlag auf Schlag explodierten Feuerwerkskörper am Strand. Und dann kam der Festzug in Sicht. Er war ganz anders als all die anderen, wie sie die Jungen kannten. Es

gab keine zackigen Jugendkapellen und keine beineschwingenden Tanzmädchen. Statt dessen kamen die Beteiligten in Badeanzügen und farbigen Trikots, Jeans und T-Shirts, Saris und Kaftanen daher. Ein Mann mit einem Turban stolzierte vorüber und spielte dabei auf einem Xylophon. Ein anderer hatte ein safrangelbes Gewand angetan, auf dem winzige Stücke Spiegelglas aufgenäht waren. Offenbar war es üblich, daß jeder, der Lust hatte, einfach zum Festzug stoßen und mitgehen konnte.

Bob nahm seine Kamera hoch und schoß Bilder in so schneller Folge, wie er den Film transportieren konnte. Gleich neben den Jungen stand Regina Stratten, die Ted auf die Schultern genommen hatte. Auf der anderen Straßenseite war Mr. Conine auf seine angestammte Bank gestiegen, um besser sehen zu können.

Nach einer Weile wollte Ted herunter. Flink drängte er sich durch die Menschenmenge und lief zum Mermaid Court hin.

»Bleib bloß von Mr. Burtons Wohnung weg! Und lauf Tiny nicht davon!« rief ihm seine Mutter nach.

»Okay«, versprach Ted.

Er trabte davon, und Tiny trottete hinter ihm her.

Die Parade zog sich lange hin. Nur an diesem einen Tag waren auf der Promenade Autos zugelassen. In Kabrioletts saßen Gruppen, die Reklameplakate für einheimische Geschäfte in die Höhe hielten. Andere Autos zogen kleine Plattformanhänger, die mit Werbung für Vereine am Ort dekoriert waren. Ältere Damen in Sommerkleidern schritten mit einem Transparent vorbei, worauf ›Seniorenstift Windward Court‹ zu lesen war. Dann kam eine Gruppe jüngerer Leute in T-Shirts mit Spruchbändern, auf denen sie für soziale Mieten in Venice demonstrierten.

Etwas später hörte Justus Regina Stratten sagen: »Wo ist denn Ted nun schon wieder?«

Sie drängte sich durch die Zuschauer und ging zum Mermaid Court. Nach ein paar Minuten war sie wieder da.

»Vater!« rief sie. »Vater, wo bist du?«

Charles Finney bahnte sich einen Weg durch die Menge und trat zu ihr.

»Ich sehe Ted nirgends!« sagte Regina.

Er tätschelte ihr den Arm. »Du machst dir unnötige Sorgen. Tiny ist ja bei ihm, nicht? Also ist alles in Ordnung.«

Aber Regina war beunruhigt, und sie kehrte mit ihrem Vater wieder zur Wohnanlage zurück. Justus ging ihnen nach.

Regina rief immer wieder nach Ted, aber es kam keine Antwort. Und auch Tiny ließ sich nicht blicken.

Charles Finney schaute in die Läden im Erdgeschoß der beiden Anbauten am Innenhof. Clark Burton trat auf seinen Balkon hinaus, und Tony Gould, der Cafépächter, erschien auf seiner Terrasse. Keiner hatte Ted gesehen.

Regina war völlig verängstigt und verzweifelt. »Er ist fort!« jammerte sie. »Er ist schon wieder durchgebrannt!«

Und so kam es, daß Justus, Bob und Peter zum zweiten Mal auf die Suche nach dem kleinen Ausreißer gingen. Wie am Vortag schauten sie in Hauseingängen, unter Hecken und hinter Sträuchern nach. Sie kamen nur langsam voran, da auf der Ocean Front ein solches Gedränge herrschte und die Parade noch immer kein Ende nahm.

Auf einer Nebenstraße, fünf oder sechs Blocks von Mermaid Court, blieben die drei stehen, um sich auf den Stufen zu einem verwahrlosten alten Mietshaus etwas auszuruhen.

»Das Bürschchen ist wahrscheinlich längst wieder wohlbehalten in der Buchhandlung angelangt«, meinte Bob. »Wir könnten ja hingehen und nachfragen. Was meint ihr?«

»Oder er läuft im Festzug mit und hat seinen Spaß – während wir die ganzen Attraktionen versäumen!« murrte Peter.

Justus sagte nichts. Er sah geradeaus und ärgerte sich.

Nach einer Minute stand Bob auf und ging an der Hausfront entlang. Da stand eine große Abfalltonne, und er warf einen Blick hinein.

»Um Himmels willen!« rief er.

»Was ist denn?« fragte Peter. »Du tust ja, als hättest du einen Geist gesehen!«

Bob wandte sich von der Tonne ab. Er war kreidebleich. »Da drin liegt ein Hund. Ich glaube, es ist Tiny . . . und er ist tot!«

Man tappt im dunkeln

Regina Stratten war außer sich vor Angst und Sorge. Die drei Jungen waren zur Buchhandlung gelaufen, um sie und ihren Vater zu holen. Beide erkannten den Hund – es war Tiny.

Nun wurde die Suche nach Ted Stratten zur öffentlichen Angelegenheit. Am Nachmittag suchte ein Dutzend Polizisten das Kind. Sie fuhren im Streifenwagen die Ocean Front ab. Sie gingen zu Fuß durch die Seitenstraßen und die Fußwege am Ufer. Sie klingelten an Haustüren und befragten die Anwohner.

Justus, Bob und Peter warteten auf der Cafétterasse im Mermaid Court. Mr. Conine blieb bei ihnen; auch er war in schwerer Sorge. Am Spätnachmittag kam Miß Peabody aus ihrer Wohnung herunter und gesellte sich zu den vieren auf der Terrasse.

»Schrecklich, diese Sache«, sagte sie.

»Aber Miß Peabody«, wandte Peter ein. »So sollten Sie das

nicht ausdrücken. Klar, es ist schlimm, daß der Hund tot ist, aber das heißt ja noch nicht, daß auch Ted etwas zugestoßen ist.«

»Irgend etwas muß mit ihm sein«, meinte Miß Peabody. »Ted und Tiny waren unzertrennlich. Wenn jemand auf Tiny losging, fing Ted an zu brüllen, und wenn jemand Ted bedrohte . . .«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ja«, fuhr Justus fort. »Wenn jemand Ted etwas antun wollte, dann hätte Tiny ihn angegriffen. Und dann hätte der andere vielleicht den Hund geschlagen.«

»Die Polizei meint, Tiny sei vielleicht von einem Auto angefahren worden«, meldete Bob sich zu Wort. »Vielleicht war es doch nur ein Unfall. Der Fahrer wollte möglicherweise Schwierigkeiten aus dem Weg gehen, und da steckte er den Hund einfach in die Mülltonne.«

»Und warum ist Ted dann nicht nach Hause gelaufen?« fragte Justus.

Da kam gerade Charles Finney aus der Buchhandlung, gefolgt von Regina. Beide sahen blaß und beunruhigt aus. Sie blickten die Ocean Front in beiden Richtungen entlang. Es ging auf den Abend zu, und nun war die Strandpromenade nicht mehr so bevölkert. Ein Wagen kam aus einer Seitenstraße. Langsam fuhr er zwischen den letzten unentwegten Rollschuhläufern hindurch und hielt genau vor Mermaid Court an. Zwei Männer stiegen aus; einer hatte eine tragbare Videokamera bei sich.

»Die Leute vom Fernsehen!« erkannte Mr. Conine. »Ob sie wohl Regina interviewen wollen? Ja, anscheinend haben sie das vor. Na, dann werden sie sie ganz schön ausquetschen. Auf die Privatsphäre eines Menschen nehmen die keine Rücksicht.«

Ein Mann in salopper Kleidung hielt Regina ein Mikrofon hin

und redete auf sie ein. Die Beobachter auf der Terrasse bemerkten, wie sie dabei zusehends gequält aussah. Und schließlich begann sie zu weinen.

Da tauchte Clark Burton auf. Er kam die Stufen von seiner Galerie herunter und trat zu Regina hin. Schützend legte er den Arm um sie.

»Natürlich will er selbst ins Bild kommen«, meinte Miß Peabody. »Dafür ist er ja bekannt.«

»Sie mögen ihn wohl nicht?« fragte Justus.

»Ich finde ihn unausstehlich«, erwiderte sie schroff. »Er ist ein Snob, ein eitler Pfau, ein Egoist. Und immer ist er der große Schauspieler.«

»Verehrte Miß Peabody«, beschwichtigte Mr. Conine, »das ist aber eine recht unsympathische Charakterisierung.«

»Ich kann Ihnen ja bei Gelegenheit mal meine ungeschminkte Meinung sagen«, bot sie an.

Drüben hatte Burton das Interview praktisch an sich gerissen. Er redete wie ein Wasserfall, während Regina beklommen daneben stand. Als der Reporter sich endlich abwandte und Regina das Mikrophon hinhielt, zog sie sich in die Buchhandlung zurück.

»Sie kann einem leid tun«, sagte Miß Peabody.

Sobald das Fernsehteam weggefahren war, machten sich die Jungen auf den Heimweg. Als sie an der Buchhandlung vorüberkamen, sahen sie drinnen Regina Stratten. Schon wieder weinte sie.

Impulsiv nahm Justus eine Karte aus seiner Brieftasche und betrat den Laden.

»Wir möchten gern helfen, sofern wir es können«, schlug er vor. Er gab der jungen Frau die Karte der drei ???. »Sie brauchen nur anzurufen, dann kommen wir her. Ich weiß, daß die Polizei das Menschenmögliche tut, aber wenn Sie eine Alternative in Betracht ziehen . . .«

Er ließ den Satz unbeendet, während Mrs. Stratten die Karte betrachtete. Der Text hieß:

Die drei Detektive

???

Wir übernehmen jeden Fall

Erster Detektiv

Justus Jonas

Zweiter Detektiv

Peter Shaw

Recherchen und Archiv

Bob Andrews

»Wir haben etliche recht ungewöhnliche Fälle aufgeklärt, vor denen sogar erfahrene Berufsdetektive kapitulierten«, bemerkte Justus stolz.

»Und manchmal konnten wir Fakten ermitteln, nachdem dies der Polizei nicht gelungen war«, ergänzte Peter, der hinter Justus eingetreten war.

»O ja.« Regina nickte. »Ich glaube schon, daß junge Menschen manchmal einen schärferen Blick für verborgene Dinge haben als Erwachsene. Aber vorläufig wollen wir die Sache lieber der Polizei überlassen. Bestimmt werden sie herausfinden, daß Ted einfach irgendwo untergekrochen und eingeschlafen ist. Wenigstens hoffe ich, daß es sich so herausstellen wird.«

Allzu hoffnungsvoll hörte sich das freilich nicht an.

Bei Einbruch der Dämmerung radelten die Jungen nach Rocky Beach zurück, und auf dem ganzen Heimweg dachten sie an das verschwundene Kind und an den toten Hund, der in der Mülltonne gelegen hatte.

»Der Gedanke daran, wer oder was den armen Hund umgebracht hat, ist mir zuwider«, sagte Peter bedrückt. »Ja, und warum nur?«

»Es wird wohl ein rücksichtsloser Autofahrer gewesen sein«, meinte Bob. »Einer, der zu feige war, den Eigentümer des Hundes ausfindig zu machen und zu benachrichtigen.«

»Das kann man nur vermuten«, äußerte Justus knapp.

Um zehn Uhr abends sah sich Justus mit Tante Mathilda und Onkel Titus, bei denen er wohnte, die Fernsehnachrichten an. Sie hatten das Regionalprogramm eingestellt, und die wichtigste Meldung des Abends war Ted Strattens Verschwinden. Der Reporter, der am Nachmittag zum Mermaid Court gekommen war, berichtete über den Hergang. Dann sah Justus das mißglückte Interview mit Regina Stratten.

Clark Burton drängte sich geradezu ins Bild. Der Schauspieler war eine attraktive Erscheinung, und er gab sich sehr ernst und betroffen.

»Wir alle hier im Mermaid Court beten für Ted Strattens glückliche Heimkehr«, sprach Burton, sichtlich bewegt. »Er ist ein so reizendes Kerlchen, und seine Nachbarn hier wollen ihn recht bald wohlbehalten wiedersehen.«

»Eigenartig«, meinte Tante Mathilda, die aufmerksam zuschaute. »Clark Burton sieht so jung aus, und doch muß er seine besten Jahre inzwischen hinter sich haben. Wahrscheinlich pflegt er sein Äußeres sehr sorgfältig.«

»Vielleicht läßt er sich ab und zu die Gesichtshaut straffen«, spottete Onkel Titus.

Das Bild wurde ausgeblendet, und man sah nun den Nachrichtensprecher am Schreibtisch im Studio. »Zur Stunde wird Ted Stratten noch immer vermißt«, berichtete er. »Wer von unseren Zuschauern sachdienliche Hinweise zum Aufenthalt des Jungen geben kann, wird gebeten, die Polizei unter der Sondernummer anzurufen, die Sie jetzt auf dem Bildschirm sehen. Ted ist fünf Jahre alt und etwa achtzig Zentimeter groß. Er hat schwarzes Haar und trug zuletzt eine Jeanshose und ein rotblau gestreiftes T-Shirt.«

Ein verwackelter Schnappschuß von Ted wurde noch gezeigt. Dann ging der Sprecher zu anderen Nachrichten über.

»Die arme Mutter«, sagte Tante Mathilda. »Sie muß ja völlig verzweifelt sein.«

Onkel und Tante gingen zu Bett, und Justus blieb noch im Wohnzimmer sitzen, um seinen Gedanken und Fragen nachzuhängen. Wenn auch Venice ungewöhnlich bevölkert und betriebsam war – wie sollte da Ted spurlos verschwinden können? Bestimmt hatte ihn noch jemand gesehen, nachdem er Mermaid Court verlassen hatte!

Am nächsten Morgen wurde Ted noch immer vermißt. Nach dem Frühstück half Justus Tante Mathilda beim Abräumen und Geschirrspülen. Dann ging er über die Straße zum Schrottplatz, dem Familienbetrieb seines Onkels und seiner Tante.

Im Lagerhof stand ein alter, unverkäuflicher Campinganhänger, den die Jungen zur Zentrale ihres Detektivunternehmens umgestaltet hatten. Hoch um den Wagen hatten sie Schrott und Trödel angehäuft, um ihn vor neugierigen Blicken zu schützen. Sie hatten Geheimtunnels und verborgene Zugänge angelegt. Im Innern war ein Büro und ein winziges Kriminal-Labor mit Dunkelkammer eingerichtet; Justus hatte ein gebrauchtes Mikroskop gekauft und eine Kamera instand gesetzt. Für Bobs Fallprotokolle hatten die Jungen einen Aktenschrank, und es gab auch ein Regal voller Fachbücher. Am wichtigsten war das Telefon, das die Jungen mit dem Geld, das sie sich als Helfer auf dem Schrottplatz verdienten, finanzierten.

Als Justus an diesem Morgen die Zentrale betrat, klingelte gerade das Telefon. Er nahm ab und hörte die verweinte Stimme von Regina Stratten.

»Hallo! Ist dort Justus Jonas?« stieß sie unter Tränen hervor.

»Ja, Mrs. Stratten«, antwortete Justus.

»Ach, das ist gut! Hör zu, mein Vater war die ganze Nacht

unterwegs und suchte Ted, und die Polizei ebenso, aber sie haben . . . sie haben nichts gefunden. Ich weiß ja, daß sie alles nur Mögliche tun, aber ich dachte, vielleicht . . . vielleicht wäre . . .«

»Vielleicht wäre es kein Fehler, daß noch drei weitere Sucher sich aufmachen?« bot Justus hilfreich an.

»Ja, das meinte ich«, antwortete sie. »Das wäre kein Fehler.«

»Dann werde ich meine Freunde anrufen«, versprach Justus.

»Wir kommen so schnell wie möglich nach Venice!«

Justus war keineswegs sicher, was die drei ??? hier auszurichten vermochten. Aber es war ihm klar, daß sie irgendwie helfen konnten!

Schwierige Ermittlungen

Regina Stratten war in ihrer Buchhandlung an der Strandpromenade allein. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihre Hände zitterten leicht.

»Nichts Neues«, berichtete sie. »Keine Spuren. Nichts. Die Polizei sucht weiterhin die Gegend ab. Ach ja, und Tinys Leiche wird obduziert. Wozu das gut sein soll, ist mir nicht ganz klar.«

Justus überlegte. »Durch eine Obduktion läßt sich die Todesursache feststellen«, erklärte er. »Und sie läßt vermutlich erkennen, ob Tiny durch einen Unfall ums Leben kam oder vorsätzlich getötet wurde. Wenn sich zum Beispiel an einer Wunde Farbspuren finden, wurde er möglicherweise von

einem Auto angefahren. Wenn Tiny durch einen solchen Unfall zu Tode kam, dann ist das – und auch Teds Verschwinden – doch nicht gar so beängstigend.«

»Ja, aber was nützt das bei der Suche nach Ted?« rief Regina erregt.

»Es erweitert unsere Kenntnisse zu dem Fall, und jede Kleinigkeit kann von Nutzen sein«, entgegnete Justus. »Nun schlage ich vor, daß meine Freunde und ich mit den Ermittlungen dort beginnen, wo Ted zuletzt gesehen wurde – hier beim Mermaid Court.«

»Hier?« wiederholte sie. »Aber die Polizei hat doch schon alle Leute hier vernommen. Was hat es für einen Sinn, nochmals damit anzufangen?«

»Erstens müssen wir völlig klarsehen«, erwiderte Justus. »Und zweitens hat jemand vielleicht doch noch etwas vorzubringen, das er der Polizei aus Versehen nicht berichtete. Drittens ist es nur logisch. Wir alle sahen gestern, wie Ted in den Hof ging. Irgend jemand muß doch gesehen haben, wie er wieder hinausging. Meinen Sie nicht auch?«

»Ja das ist schon möglich«, gab Regina zu. Und so machten sich die drei ??? an die Arbeit.

Den Anfang machte ein Gespräch mit dem großen, hageren Mann, der das Drachengeschäft führte. Er hieß Leo Anderson. Er hatte beobachtet, wie Ted am Vortag in den Innenhof kam, ihn aber danach nicht mehr gesehen.

»Ich war aus dem Laden gegangen und über den Hof zur Straße vorgelaufen, um mir wenigstens kurz die Parade anzusehen«, erzählte er. »Und da kam Ted mit Tiny vorüber. Er war ja immer mit Tiny zusammen.«

»Ließen Sie Ihre Ladentür offen?« fragte Justus. »Hätte er also in den Laden und zur Hintertür wieder hinausgehen können?«

Anderson schüttelte den Kopf. »Seht ihr das Sicherheits-

schloß hier an der Hintertür? Das hätte Ted erst mal aufkommen müssen, wenn er dort hinaus wollte. Außerdem hätte er sich dazu auf einen Stuhl stellen müssen. Und das wäre mir aufgefallen, weil er den Stuhl nicht wieder weggerückt hätte. Etwas wieder aufzuräumen ist ja bei Ted grundsätzlich nicht drin.«

Die Eigentümerin des Mineralien- und Steingeschäfts, Miß Althea Watkins, hatte Ähnliches zu berichten. Sie war während der Parade nicht im Haus gewesen, aber sie war sicher, daß weder Ted noch sonst jemand in ihrer Abwesenheit den Laden hätte betreten können. Sie hatte nämlich abgeschlossen, als sie wegging. »Hier in dieser Gegend ist es leichtsinnig, Dinge einfach herumliegen zu lassen«, erklärte sie den Jungen. »Es gibt immer wieder Ladendiebe. Und überhaupt – spielt es denn eine Rolle, wie Ted sich abgesetzt hat?« fragte sie noch. »Der ist ja so flink und wendig. Vielleicht hat er sich einfach durch die Menschenmenge draußen an der Promenade gedrängt und ist verschwunden.«

»Wir versuchen nur, seine Spur aufzunehmen«, sagte Justus. »Wenn wir jemanden finden, der ihn oder den Hund gesehen hat, wäre das schon hilfreich.«

Als Justus den Hund erwähnte, überlief Miß Watkins ein Schauer. »Der Unmensch, der Tiny tötete und einfach in die Tonne steckte, muß ein Verrückter sein. Das ist doch entsetzlich.«

»Wir wissen noch nicht, wer Tiny getötet hat oder wie er sonst umkam«, erwiderte Justus. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt, so rufen Sie uns bitte an.« Er gab der Frau die Karte der drei ???.

Als nächstes gingen die Jungen quer über den Hof zum Wollegeschäft. Mrs. Kerinovna, die Inhaberin, war eine ruhige blonde Frau, anscheinend Russin. Sie hatte Ted am Vortag nicht gesehen, und sie hatte ihren Laden nicht verlassen. »Ich

sehe aus dem Fenster, und ich sehe die Parade«, erklärte sie in schlechtem Englisch. »Ich denke, das ist ein wunderbares Land, in dem Menschen können frei herumgehen und Dinge sagen, die anderen Leuten nicht gefallen – auch sehr wichtigen Leuten wie Polizisten – und das ist ganz in Ordnung. Ich sehe Ted nicht. Ich bin traurig um seine Mutter. Sie muß viel Angst haben.«

Im Café saßen ein paar Gäste bei Kaffee und Gebäck. Tony Gould bediente sie. Als die Jungen ihm Fragen stellen wollten, ging er mit ihnen zu seiner Frau Margaret in die Küche.

»Ted kam hier gestern nicht vorbei«, gab Gould an. »Er hat sonst manchmal versucht, uns um Kuchen anzubetteln, aber in letzter Zeit haben wir ihn immer weggeschickt.«

»Wir waren in Sorge, daß er Karies bekommt«, sagte Margaret Gould.

»Also haben Sie den Jungen nach dem Beginn der Parade nicht gesehen?« forschte Justus weiter.

»Nein«, antwortete Mrs. Gould. »Ich hatte so viel zu tun. Ich räumte die Tische ab, weil Mooch, unsere Hilfskraft, wieder mal blaumachte. Das kommt leider häufig vor.«

Die drei ??? bedankten sich bei den Goulds. Sie gingen wieder über den Hof und die Treppe zur Mermaid-Galerie hinauf. Der Besitzer war nicht gerade freundlicher Stimmung.

»Wieso kommt ihr nun eigentlich mit Fragen über Ted Stratten daher?« wollte Clark Burton wissen. »Ihr befaßt euch doch mit einer Materialsammlung für eine Schulstudie.«

»Das galt für gestern, Mr. Burton«, antwortete Bob. »Heute versuchen wir, Mrs. Stratten zu helfen.«

»Das macht doch die Polizei«, knurrte Burton. »Und normalerweise hat man dort auch die richtigen Leute dafür.«

»Mrs. Stratten meinte, wir könnten auch helfen«, verteidigte sich Justus. Er zog seine Brieftasche und gab Burton eine Visitenkarte der drei

»Ich seh' wohl nicht recht!« rief Burton, als er die Karte gelesen hatte.

»Wir haben schon etliche interessante Fälle aufgeklärt«, sagte Justus kühl.

»Ich glaub's euch ja«, meinte Burton, schon versöhnlicher.

»Na gut. Ich möchte nicht, daß es nachher heißt, ich hätte mich gedrückt. Was wollt ihr wissen?«

»Wir versuchen zu ermitteln, wo Ted sich gestern aufgehalten hat«, erwiderte Justus. »Wenn wir seine Spur gleich von Anfang an aufnehmen und verfolgen könnten, so wäre das sehr vorteilhaft. Haben Sie Ted zufällig noch gesehen, nachdem die Parade angefangen hatte?«

Das verneinte Burton. »Ich glaube, ihr seid auf der falschen Fährte. Was auch immer diesem Kind und seinem Hund zugestoßen ist, hier kann es sich nicht abgespielt haben. Der Hund wurde, wie man weiß, von einem Auto angefahren. Und in Mermaid Court gibt es keine Autos.«

»Stimmt«, sagte Justus. »Aber ist es nicht trotzdem eigenartig, daß Ted wieder in den Hof ging, solange die Parade vorbeizog, und daß ihn seither niemand mehr gesehen hat?«

»So eigenartig ist das nicht«, meinte Burton. »Der Kleine ist ja wieselflink und kommt überall durch.«

»Ob er wohl hier heraufkam?« fragte Justus. »Ich sehe, daß Sie drüben einen Hinterausgang haben. Wäre es nicht denkbar, daß er die Treppe vorn hinaufstieg und durch die Galerie hinten wieder hinausging?«

Justus trat an die Hintertür. Sie ließ sich ganz leicht öffnen, und davor gab es eine Treppe, die an der Rückseite des Gebäudes abwärts führte. Justus sah auch den Parkplatz hinter dem Haus und den Speedway, die Verkehrsstraße, die parallel zur Strandpromenade Ocean Front verlief. Sie war nicht sehr breit und hatte einen unebenen Belag, und Autos schoben sich Stoßstange an Stoßstange im Schneckentempo vor-

wärts, während die Fahrer nach Parkplätzen Ausschau hielten.

Justus machte die Tür wieder zu. »Den Riegel benutzen Sie nicht?« fragte er.

»Abends, wenn ich die Galerie schließe, lege ich ihn vor«, antwortete Burton. »Tagsüber ist es für mich zu umständlich, weil ich immer wieder zur Garage oder zur Mülltonne hinunter muß.«

Justus nickte und ging zur Eingangstür nach vorn. Eine Fotozelle betätigte eine Klingel; sie läutete, als Justus die Lichtschranke mit der Hand unterbrach. »Die Lichtschranke ist etwa in Hüfthöhe eines Erwachsenen angebracht«, stellte Justus fest. »Ted hätte darunter durchgehen können, ohne daß es klingelte. Und Tiny natürlich auch. Die beiden könnten ohne weiteres hier durchgegangen sein, als Sie für einen Augenblick draußen waren.«

Zuerst verzog Burton keine Miene, doch dann lächelte er. »Also so ist er vorige Woche hereingekommen und hat mir all meine Vitrinen mit schmierigen Handabdrücken verziert!«

»Hatten Sie vorher noch nicht bemerkt, daß er kommen und gehen kann, ohne die Lichtschranke zu unterbrechen?« fragte Justus ganz ungläubig.

»Nein . . . darauf kam ich gar nicht«, bekannte Burton.

Während des Gesprächs hatte Peter sich zu einem Rundgang durch die Galerie aufgemacht. Als er zu dem hohen Sockel bei dem großen Schaufenster kam, sah er enttäuscht, daß etwas fehlte. Auf dem Sockel stand nichts mehr.

»Haben Sie die Nixe verkauft?« fragte Peter.

»Nein, das nicht. Ich . . . ich . . .« Burton zögerte kurz. »Ich vermute, die hat jemand gestohlen, solange ich gestern mit einem Kunden beschäftigt war. Manchmal drängten sich die Leute hier drinnen geradezu. Aber ich weiß nicht, wieso jemand ausgerechnet diese Nixe stehlen sollte. Sie war lange

nicht so wertvoll wie manche anderen Sachen aus meiner Galerie.«

»Aha«, sagte Justus.

»Es gibt so viele unsoziale, rücksichtslose Menschen hier in Venice«, meinte Burton. »Der Autofahrer, der den Hund anfuhr und dann den toten Körper einfach in eine Mülltonne steckte – das ist doch eine bodenlose Gemeinheit.«

»Falls es sich tatsächlich so verhielt«, wandte Bob ein. »Der Hund wird obduziert, um Klarheit zu schaffen.«

»So?« sagte Burton.

Es folgte ein langes Schweigen, als warte Burton darauf, daß die Jungen noch etwas vorbrachten. Doch das war nicht der Fall. Schließlich setzte er an: »Wenn dann alles klar ist, muß ich jetzt . . .«

Da fiel ihm Justus ins Wort. »Und was ist mit dem Hotel?« fragte er. »Könnte Ted dort hineingeraten sein? Könnte es an dem Haus ein offenes Fenster oder ein defektes Türschloß geben?«

»Ausgeschlossen«, entgegnete Burton. »Das Gebäude ist gut abgesichert. Dafür Sorge ich schon. Ich will keine Penner da drin haben, die mir die Bude anzünden.«

»Hat die Polizei gestern auch dort nachgeforscht?« bohrte Justus beharrlich weiter.

»Natürlich«, antwortete Burton. »Schon als ich die Tür aufschloß, konnte man erkennen, daß seit Jahren niemand mehr den Bau betreten hat.«

»Und wurde trotzdem dort gesucht?«

Plötzlich war Burton sauer. »Jetzt reicht's aber!« stieß er hervor. »Ich habe dieses Junior-Detektiv-Theater lange genug mitgemacht. Ich muß an meine Arbeit. Bitte entschuldigt mich!«

Da gingen die Jungen, aber als sie noch auf der Treppe waren, rief Burton sie noch einmal an.

Sie drehten sich um.

Burtons Mißmut war verflogen. Er stand im Türrahmen und wirkte älter und irgendwie verstört.

»Es tut mir leid«, bekannte er. »Ich wollte nicht so aufbrausen, aber die ganze Sache ist für mich sehr belastend. Als ich selber jung war, hatte ich einen Freund, der eines Tages verschwand. Nach der Mittagspause tauchte er in der Schule einfach nicht mehr auf. Das war in Iowa, wo ich geboren bin. Wir zogen los, um den Jungen zu suchen, und ich fand ihn schließlich. Vor der Stadt gab es einen ehemaligen Steinbruch. Die Grube hatte man mit Wasser aufgefüllt, und oben trieb der Junge. Er war ertrunken.«

»Das ist schlimm«, sagte Justus.

Sie gingen weiter treppab zum Innenhof, und dort entdeckte sie Miß Peabody, die auf Tony Goulds Terrasse Kaffee trank.

»Höchste Zeit, daß ihr herunterkommt!« empfing sie die drei

»Ich warte schon auf euch. Ich muß euch etwas zeigen!«



Clark Burton behauptete, Tiny sei von einem Auto angefahren worden. Woher will er denn das wissen? Weiteres Kopfschütteln verursacht die Frage, wieso Burton den vermuteten Diebstahl der Nixe doch verhältnismäßig leicht nimmt. Warum schaltete er nicht die Polizei ein? Hat er wirklich genau überprüft, ob nicht doch noch andere, kostbarere Ausstellungsstücke entwendet wurden?

Böse Zungen

Miß Peabody winkte Tony Gould an ihren Tisch. »Es ist Mittagszeit, und die Jungen haben sicher einen Riesenhunger«, erklärte sie. »Sie werden hier mit mir essen. Am besten Hamburger. Ich selbst darf keine Hamburger essen. Aber als mein Magen noch in Ordnung war, da war ich ganz wild auf all das herrliche Zeug, das man heute Junk-Food nennt.«

»Dreimal Hamburger, bitte sehr.« Tony Gould enteilte.

»Als ich noch jünger war als ihr«, wandte sich Miß Peabody an die Jungen, »da verschlang ich tonnenweise süßes Zeug. Lakritze und Schokolade und diese kleinen rosa Zuckerherzen mit lustigen Sprüchen darauf.« Dann setzte sie sich auf ihrem Stuhl gerade hin und fragte: »Na, was haltet ihr von unserem guten Nachbarn Clark Burton?«

Bei diesem jähen Themawechsel mußte Justus erst einmal schlucken.

»Ihr wollt Regina Stratten helfen, nicht wahr?« fuhr Miß Peabody fort. »Sie sagte mir heute früh, sie werde euch anrufen. Es wäre schön, wenn ihr etwas für sie tun könntet. Sie ist eine so nette junge Frau, und hier in der Umgebung gibt es nur wenige Leute, die sympathisch sind und wissen, was sich gehört. Die meisten sind ziemlich ordinär und primitiv.«

Miß Peabody sah über die Schulter nach hinten. Mooch Henderson war aus dem Café gekommen und wischte mit einem feuchten Lappen die Tische ab. Im hellen Sonnenschein sah er noch hagerer als sonst aus. Am Kinn hatte er helle rote Flecken und einen fransigen Stoppelbart. Seine Hände waren sauber, aber über den Ellbogen war die Haut schmutzig, und das T-Shirt unter seiner Schürze war von schmuddeligem Grau.

»Zuweilen frage ich mich, ob das Gewerbeaufsichtsamt über

Mooch Bescheid weiß«, sagte Miß Peabody. »Er gehört eben auch zu denen.«

»Zu wem denn?« fragte Bob.

»Zu den Primitiven«, entgegnete Miß Peabody. Sie beugte sich näher zu Bob hin. »Mooch haust in einer alten Bruchbude drüben am Speedway, zusammen mit anderem Lumpengesindel. Denen ist alles zuzutrauen. Eine junge Frau ist auch dabei, und die . . .« Miß Peabody verstummte. Die Stimme versagte ihr, und sie preßte die Lippen fest zusammen. »Dieses Pack!« sagte sie dann. »Was müssen die für ein Elternhaus gehabt haben? Und solche Elemente müssen wir heutzutage in Venice beherbergen!«

Tony Gould kam aus dem Café Er servierte den Jungen Hamburger, Pommes frites und Cola und ging wieder hinein. Mooch folgte ihm.

»Ted und Mooch sind schon einmal aneinandergeraten«, berichtete Miß Peabody.

»Aber das halten Sie doch nicht für wichtig, oder?« fragte Justus. »Mooch hat sich bestimmt schon mit vielen Leuten angelegt. Und vermutlich haben sich genau diese Leute auch schon mal über Ted geärgert, nicht?«

»Habe ich etwa jemanden beschuldigt?« wehrte sich Miß Peabody. »Das war nicht meine Absicht. Bestimmt hat niemand von den Geschäftsleuten hier in unserer Wohnanlage etwas mit dem Verschwinden des Kindes zu tun. Ich stand an meinem Fenster, als die Parade begann, und da sah ich Mr. Anderson und die Frau, die mit den Steinen handelt, Miß Watkins. Sie gingen über den Hof nach vorn, um zuzusehen. Ich sah auch Clark Burton, unterwegs zwischen Wohnung und Galerie. Und dann liefen Ted und Tiny in den Hof.«

»Ah!« sagte Justus. Plötzlich war er hellwach. »Also Sie haben Ted noch gesehen, nachdem er die Strandpromenade verlassen hatte. Gut! Und was machte er dann?«

»Davon bekam ich nichts mehr mit«, antwortete Miß Peabody. »Die Zeituhr an meinem Backofen klingelte, und ich mußte hineingehen und meinen Kuchen herausnehmen. Als ich wieder ans Fenster trat, waren Ted und Tiny entweder irgendwo untergeschlüpft, oder sie waren zur Ocean Front vorgegangen. Jedenfalls waren sie im Hof nirgends mehr zu sehen. Dafür allerdings Mooch Henderson.«

Mooch war soeben wieder auf die Terrasse gekommen, und da Miß Peabody es nicht für nötig hielt, deshalb die Stimme zu senken, hörte er ihre letzte Bemerkung. Er äugte mißtrauisch zu Miß Peabody herüber.

»Was soll mit mir sein?« wollte er wissen. Er stemmte die Hände in die Hüften und machte ein finsternes Gesicht. Die Jungen sahen, daß er an einem Unterarm einen Verband trug. »Als ich gestern während der Parade aus dem Fenster sah«, entgegnete Miß Peabody, »da kamen Sie gerade aus Mr. Andersons Laden. Ich fand das eigenartig. Sie hatten sich bisher nie für Spielzeug oder Drachen interessiert. Na, und da wunderte ich mich eben. Die Jungen hier helfen Regina Stratten bei der Suche nach dem kleinen Ted, und da dachte ich . . .«

»Nun halten Sie mal die Luft an!« empörte sich Mooch. »Ich hab' mit dem Jungen nichts zu tun, und das wissen Sie genausogut wie ich. Dachten Sie etwa, ich klaue ein Spielzeug und locke ihn damit irgendwohin? Sie ticken ja nicht richtig, Verehrteste!«

Tony Gould war auf die Terrasse herausgetreten. Er musterte Mooch aufmerksam. »Du warst gestern im Drachenladen?«

»Ich wollte nur wissen, was so ein chinesischer Drachen kostet«, sagte Mooch. »Die haben so einen im Schaufenster.«

»Wollen wir hoffen, daß das stimmt«, meinte Gould.

»Was soll das heißen?« fuhr Mooch auf.

Nun mischte sich auch die streitbare Miß Peabody wieder ein.

»Oh, Sie haben sich am Arm verletzt!« stellte sie fest. »Ein Hundebiß, nicht wahr? Ich hörte Sie heute früh mit Margaret Gould darüber reden. War's wenigstens einer von Ihren eigenen Hunden?«

»Sie sind eine naseweise alte Spitzmaus!« Mooch konnte nur noch heiser krächzen.

»O ja«, bestätigte sie. »Solche Dinge interessieren mich nun einmal.« Sie war sichtlich höchst zufrieden.

»Ihnen könnte ich doch glatt . . .«

»Mooch!« herrschte Tony Gould ihn an. »Es reicht jetzt!«

»Sie können mich mal, Gould!« schrie Mooch. Er riß sich die Schürze ab, schmiß sie hin und stakste über den Hof davon.

Tony Gould hob die Schürze auf. »Miß Peabody, Sie gehen manchmal zu weit«, meinte er. Er war ziemlich verstört. »Ich bin auch zu weit gegangen. Ich weiß nämlich nicht sicher, ob Mooch gestern im Drachenladen etwas angestellt hat. Ich hätte besser nicht auf den Busch klopfen sollen.«

»Tja, wir beide sind eben auch keine Engel, wie?« meinte Miß Peabody. »Aber hier in den Läden sind Waren abhanden gekommen, und in Ihrer Kasse war schon öfter ein Fehlbetrag. Mooch kann man wohl kaum einen vorbildlichen Mitarbeiter nennen, oder? Er kassiert seinen Lohn und macht dafür blau – das erzählten Sie mir selbst. Nun habe ich mich der Sache angenommen, und Ihnen blieb es erspart, ihn zu feuern.«

»An sich richtig«, sagte Gould, »aber trotzdem . . .« Er schüttelte den Kopf und ging ins Café zurück.

Miß Peabody lächelte boshaft-vergnüglih. »Auch wenn in der Gastronomie Arbeitskräfte knapp sind, sollte man sich nicht gerade alles bieten lassen. – Ja, also Mooch nimmt herrenlose Hunde bei sich auf. Mindestens stellt er es so hin.«

»Herrenlose Hunde?« wiederholte Peter. »Na, dann ist es kein Wunder, daß er gebissen wurde.«

»Ja, falls er tatsächlich von einem dieser zugelaufenen Köter gebissen wurde«, wandte Miß Peabody ein.

Die Jungen sahen sie sprachlos an.

»Nehmen wir doch mal an, es war keiner von diesen Hunden. Nehmen wir an, es war ein Hund, den er kannte – ein Hund, der zuschnappen würde, wenn er seinen jungen Herrn durch Mooch bedroht sah? Mooch soll ja gut mit Tieren umgehen können, daher wunderte ich mich über die Bißwunde. Bisher ist ihm das noch nie passiert.«

»Und das wollten Sie uns zeigen, nicht wahr?« fragte Justus.

»Den Verband an Moochs Arm.«

Miß Peabody nickte.

»Das . . . das sieht ja ganz nach einem verdächtigen Zufall aus«, fand Justus.

»Verdächtig ist das bombensicher«, behauptete sie. Sie nippte an ihrem kaltgewordenen Kaffee und setzte ihr böses kleines Lächeln auf. »Und wie ist eure Audienz bei Clark Burton verlaufen?«

Aha, nun versucht sie es andersherum, dachte Justus. Er rechnete damit, daß sie noch ein As im Ärmel hatte. Er wartete ab.

»Vermutlich versuchte er einen guten Eindruck zu machen«, sagte Miß Peabody. »Das ist bei ihm immer so. Er war ja wie der Blitz hier unten, als gestern die Fernsehleute anrückten. Das ist euch doch sicher aufgefallen.«

»Ja«, erwiderte Justus. »Aber vielleicht wollte er helfen, Miß Peabody. Der Vorfall muß nämlich in ihm schlimme Erinnerungen wachgerufen haben. Wußten Sie, daß er als Kind einen Freund hatte, der ausgerissen und in einem See ertrunken ist?«

»Einen Freund?« Miß Peabody tupfte sich die dünnen Lippen mit ihrer Serviette ab. »Die Geschichte kenne ich, aber ich bin ziemlich sicher, daß er von seinem kleinen Bruder sprach.

Nun, da muß ich mich wohl verhöhrt haben. Seid ihr drei fertig mit essen?»

Die Jungen nickten und dankten Miß Peabody für die Hamburger. Sie verließ die Terrasse und ging die Stufen zu ihrer Wohnung über dem Wollladen hinauf.

Peter pfiß durch die Zähne. »Kinder, ist das eine Nervensäge!«

Nun kam ein zerlumpter Mann in viel zu weiter Kleidung in den Hof. Er schob einen Einkaufswagen, und zwei Mischlingshunde trotteten hinter ihm her. Er befahl ihnen, sich bei den Stufen, die zur Cafétterasse hinaufführten, niederzusetzen. Den Wagen ließ er bei den Hunden, und dann ging er in das Café.

Ein paar Minuten später kam der Mann mit einer großen Papiertüte wieder heraus. Tony Gould trat auf die Terrasse hinaus und sah ihm nach, wie er abschob.

»Der alte Fergus muß irgendwo im Müll einen Schatz gefunden haben«, meinte Gould. »Gerade hat er für acht Dollar Gebäck gekauft.«

Tony blickte zu Miß Peabodys Wohnung auf. »Vor der alten Dame solltet ihr euch in acht nehmen«, warnte er die Jungen. »Man kommt bestens mit ihr aus, wenn man ihr sympathisch ist. Ist das aber nicht der Fall, dann ist sie eine Giftnudel. Sie kann euch noch ganz schön zusetzen!«

Tony ging ins Café zurück.

»Den Mooch hat sie ja schon fertiggemacht«, stellte Peter fest.

»Ja«, antwortete Justus. »Mooch, der herrenlose Hunde aufnimmt und der angeblich so gut mit Tieren umgehen kann. Trotzdem wurde er von einem Hund gebissen. Und Ted wird vermißt und wurde zuletzt mit seinem Hund gesehen, und später hat man diesen Hund tot gefunden.«

»Ich habe das Gefühl, wir müssen uns mal um Mooch küm-

mern«, befand Peter. »Habe ich recht?« Ermunternd sah er seine Freunde an.

»Ein baufälliges Haus drüben am Speedway«, erinnerte sich Bob. »Los, gehen wir!«



Zu Clark Burtons Kindheitserlebnis – Freund oder Bruder –: Das ist doch auch nach so langer Zeit nicht zu verwechseln . . .

Daß sich aber die drei ??? Mooch Henderson näher vornehmen wollen, ist ein löbliches Unterfangen. Verdächtig erscheint mir dieser Zeitgenosse auf jeden Fall.

Ein Dieb geht baden

Die drei ??? fanden das Haus, in dem Mooch Henderson wohnte, ohne Schwierigkeiten. Mooch saß nämlich auf der Vortreppe und brütete vor sich hin, als die Jungen von der Rückfront des Mermaid-Hotels die Speedway genannte Straße überblickten. Das Haus stand an einer Ecke, und die Vorderseite lag zur Nebenstraße hin, und so sah Mooch die Detektive nicht. Sie versteckten sich hinter einem Auto, das auf dem unbebauten Grundstück neben Mermaid Court geparkt war.

Zunächst verlegten sie sich aufs Beobachten, und eine ganze Weile tat sich bei dem alten Haus gar nichts. Doch dann kam ein Mann den Speedway entlang, der einen Hund an einer

Leine aus einem Stück Wäscheseil führte. Und plötzlich drang aus dem eingezäunten Hof hinter Moochs Haus, der am Speedway lag, ohrenbetäubendes Gejaule und Gekläff.

Mooch sprang auf. »Ruhe da hinten!« brüllte er.

Der Mann mit dem Hund bog in die Seitenstraße ein und blieb mit dem Tier vor Mooch auf den Treppenstufen stehen.

»Was'n los?« fragte Mooch mürrisch.

Der Mann mit dem Hund war nicht mehr jung, mit Glatze und dicken Brillengläsern. Offenbar hatte er ein empfindliches Gemüt, denn er zuckte zusammen und trat einen Schritt zurück, als Mooch ihn so grob anfuhr.

»Ich – ich habe gehört, daß Sie streunende Hunde aufnehmen«, sagte er. »Deshalb bringe ich Ihnen diesen hier. Er war drüben beim Supermarkt am Strand und versuchte die Mülltonne zu durchwühlen. Er ist hungrig.«

Mooch sah den Hund prüfend an. »Häßlicher Köter!« bemerkte er.

»Ja«, meinte der Mann. »Aber trotzdem . . .«

»Was glauben Sie eigentlich?« fragte Mooch. »Sie sind hier nicht beim Tierschutzverein!«

Nun war der Mann völlig verwirrt. »Aber man hat mir gesagt, daß Sie sich um solche Hunde kümmern, und . . .«

»Ist mir doch piepegal! Bei Hunden gibt es solche und solche, und der hier ist ein widerliches Biest. Bringen Sie ihn in ein Tierheim, oder nehmen Sie ihn wieder mit zum Supermarkt. Mich lassen Sie gefälligst in Ruhe mit ihm!«

Da machte der Mann kehrt und ging mit dem bedauernswerten Hund weiter.

Plötzlich war auf der Veranda des alten Hauses eine Stimme zu hören. Eiskalt vor Wut beschimpfte sie Mooch Henderson.

»Sieh mal an, der edle Tierfreund!«

»Misch dich da nicht ein, ja?« stieß Mooch hervor.

Eine dunkelhaarige junge Frau war auf die Veranda herausge-

treten. Vielleicht war sie Rollschuhläuferin, denn sie trug ein violettes Trikot über schwarzen Strumpfhosen. Pailletten funkelten am Halsausschnitt des Kleids, und das Stirnband, das die Haare zurückhielt, war mit blitzenden bunten Glassteinen besetzt.

»Du Schwindler!« schleuderte sie Mooch zornig entgegen, und zwar in voller Lautstärke. Die Jungen verstanden jedes Wort.

»Ich habe deinetwegen gelogen«, rief das Mädchen, »aber das war garantiert das erste und letzte Mal!«

»Nun mach mal 'nen Punkt!« wehrte sich Mooch.

»Die Bullen waren hier und fragten nach dem kleinen Jungen, der vermißt wird, und die Hunde hinten im Hof waren ihnen gar nicht geheuer. Also hab' ich geschwindelt. Und du schickst diesen Opa weg. Was wird er jetzt denken? Ein Hund muß wohl einen erstklassigen Stammbaum haben, damit er bei dir im Hof herumtrotten darf?«

»Schluß, sag' ich«, rief Mooch. »Hör endlich auf, oder ich werde . . . ich werde . . .«

»Ich laß mir von dir nicht drohen!« sagte sie. »Wenn die Bullen noch mal herkommen, findet man mich hier nicht mehr. Ich will da in nichts hineingezogen werden!«

Sie verschwand im Haus und schmetterte die Tür zu. Durch die geöffneten Fenster hörten die Jungen ihre Schritte auf dem Holzfußboden. Es krachte dumpf; offenbar wurden Schubladen aufgezogen und wieder zugeknallt. Bald darauf kam das Mädchen wieder aus dem Haus. Sie trug noch immer das aufdringlich funkelnde Stirnband, aber über das Trikot hatte sie ein langes Kleid mit weiten Ärmeln angezogen.

»Na, Süße«, wollte Mooch einlenken.

»Das war's dann«, sagte sie, und sie tänzelte mit lustig flatterndem Gewand die Straße entlang und auf die Pacific Avenue zu. Ihre Habseligkeiten hatte sie in eine prall gefüllte,

geflochtene Strohtasche gestopft, und die Rollschuhe hatte sie sich um den Hals gehängt.

Mooch Henderson sah ihr nach. Dann wandte er den Kopf und erspähte die Jungen, die vom Parkplatz aus alles mit angesehen hatten.

»Na, ihr drei?« sagte er. »Und was wollt ihr?«

Nur nicht einschüchtern lassen, dachte Justus. Er überquerte den Speedway und ging auf die Vortreppe des alten Hauses zu. Bob und Peter folgten ihm.

»Ich wollte fragen, ob Sie uns helfen könnten«, fing Justus an.

»Wie Sie vermutlich wissen . . .«

»Ja, ihr lungert hier herum und spielt Detektiv«, schnitt ihm Mooch das Wort ab. »Aber macht, daß ihr weiterkommt, oder ich werde meine Hunde auf euch hetzen. Mir reicht's dicke für heute, ist das klar?«

Er polterte die Stufen herunter und ließ Justus einfach stehen. Dann ging er die Straße entlang, in die gleiche Richtung wie das Mädchen im violetten Trikot.

»Gehen wir ihm nach«, schlug Justus vor.

»Klar!« meinte Peter. »Das Mädchen sagte, sie wolle in nichts hineingezogen werden. Also tut er etwas Ungesetzliches!«

»Wartet mal«, gab Bob zu bedenken, als Peter den Weg zur Pacific Avenue einschlug. »Da ist noch jemand im Haus.«

Die Jungen horchten. Tatsächlich hörten sie drinnen eine Männerstimme. Ein paar Sätze, dann Schweigen und wieder Reden.

»Der telefoniert gerade«, sagte Bob. »Ihr beide bleibt Mooch auf den Fersen. Ich werde dableiben und sehen, was sich hier abspielt.«

Das hörte sich vernünftig an. Justus und Peter zogen los und trabten vor zur Pacific Avenue.

Mooch Henderson war inzwischen schon ein gutes Stück vorgekommen. Nun ging er in einen Stadtteil am Ufer, wo es

neue Mietshäuser und einen Bootshafen gab. Justus und Peter blieben auf seiner Fährte, freilich mit sicherem Abstand.

Als Mooch knapp einen Kilometer von Mermaid Court entfernt war, betrat er einen kleinen Supermarkt.

»Verflixt!« entfuhr es Peter. »Er hat überhaupt nichts Besonderes vor. Ergeht nur einkaufen!«

»Vielleicht«, sagte Justus, »vielleicht auch nicht.«

Die Jungen warteten auf dem Parkplatz des Supermarkts. Durch die Frontscheiben sahen sie, wie Mooch etwas aus der Fleischtruhe nahm und sofort zur Kasse ging.

Rasch versteckten sich Justus und Peter hinter einem geparkten Auto. Mooch kam aus dem Laden und schlug wieder die Richtung nach Süden ein ' wo hübsche Häuser und der Jachthafen lagen. Schließlich bog er in eine Seitenstraße ein und ging auf eines der Restaurants beim Ufer zu.

Das Lokal hieß ›Schmuggler-Treff‹ und wirkte unauffällig, aber gediegen. Auf dem Parkplatz standen Porsches und Cadillacs und Jaguars. Mooch schlenderte zwischen den Autos herum, und hin und wieder blieb er stehen und stieß mit dem Fuß gegen einen Reifen.

»Der ist ein Autodieb!« behauptete Peter. »Er sucht sich sein nächstes Modell aus!«

»Ich glaube das nicht«, hielt Justus dagegen. »Sieh mal!«

Mooch war bei einem offenen Kabriolett stehengeblieben. Darin saß ein Bernhardiner, dessen Leine an der Lenksäule festgemacht war. Mooch blickte den Hund aufmerksam an, und der Hund sah Mooch an. Dann begann Mooch auf den Hund einzureden.

Der Hund stellte sich auf und wedelte mit dem Schwanz.

Mooch griff in die Tragetasche, die er aus dem Supermarkt mitgebracht hatte, und hielt dem Hund einen Brocken Fleisch vor die Nase. Der Bernhardiner schnupperte. Dann leckte er an dem Fleisch, und dann verschlang er es.

»Er will den Hund stehlen!« flüsterte Peter.

Justus erwiderte nichts. Er beobachtete Mooch, der den Hund pausenlos mit Fleischstücken fütterte.

Nach wenigen Minuten schienen Mooch und der Hund die besten Freunde zu sein. Mooch öffnete die Wagentür und wollte gerade die Leine losmachen.

Das konnte Peter nicht mit ansehen. Er spurtete über den Parkplatz und die zwei Stufen zum Restaurant hinauf.

Erst kam eine dunkle kleine Diele, dann ein heller Speiseraum. Vom Türrahmen aus rief Peter laut: »Wem gehört der Bernhardiner draußen? Der Hund in dem Kabriolett? Den will einer stehlen!«

Ein Mann mit rotem Gesicht sprang von einem Stuhl hinten im Raum auf. Er hastete an Peter vorbei und war im Nu durch den Vorraum im Freien.

Mooch spazierte schon die Straße entlang. Der Hund trottete zufrieden neben ihm her und wurde mit Fleischstücken immer weiter mitgelockt.

Der entsetzte Eigentümer nahm die Verfolgung gar nicht erst auf. Er steckte zwei Finger in den Mund und pfiff.

Der riesenhafte Hund blieb stehen und drehte sich um.

Der Mann pfiff noch einmal.

Da begann der Hund zu laufen. In großen, freudigen Sätzen kam er zurück. Mooch und das Fleisch waren ihm plötzlich gleichgültig. Er wollte nur noch zu dem Mann, zu dem er gehörte und den er liebte.

Mooch versuchte die Leine loszulassen, doch das ging nicht. Er hatte sich nämlich das Ende ums Handgelenk gewickelt, und nun zog der Hund die Leine straff. Mit wütendem Geschrei stolperte Mooch ein paar Schritte hinter dem Bernhardiner her. Dann fiel er hin und wurde am Boden entlanggeschleift.

»Halt!« brüllte er. »Halt, anhalten!«

Endlich löste sich die Leine. Mooch rollte am Boden noch ein paarmal um die eigene Achse und schlug heftig gegen einen Lichtmast.

Der Hund sprang in gewaltigen Sätzen über den Parkplatz und begrüßte seinen Herrn mit begeistertem Schwanzwedeln. Übel zugerichtet und voller Schmutz stand Mooch auf und hinkte davon. Und genau da kam auf der Straße ein Streifenwagen an. Er hielt am Randstein, und ein Polizist stieg aus und ging auf Mooch zu.

»Alles in Ordnung?« rief er. »Oder brauchen Sie Hilfe?«

Da rannte Mooch los. Er lief quer über den Parkplatz, und als er ans Ufer kam, warf er sich ohne Zögern ins Wasser des Bootshafens. Der Polizist machte große Augen, als Mooch wie wild und mit großem Gespritze aufs offene Meer hinausschwamm.

Peter ging an dem Mann mit dem Hund vorbei und trat zu Justus hin. Justus lehnte an einem Mercedes, und er lachte so sehr, daß ihm die Tränen über die Wangen liefen.

»War das nicht einmalig?« jubelte Peter. »Bestimmt seit Wochen das erste Mal, daß er ein Bad nimmt!«

Sobald Justus wieder zu Atem kam, schlug er vor: »Los, komm. Wir gehen zu Bob und zu diesem komischen Haus zurück.« Aber auf dem ganzen Weg längs der Pacific Avenue kam ihn immer wieder das Lachen an.



Manches spricht dafür, daß Moochs Objekte für kriminelle Handlungen eher Hunde als kleine Kinder sind. Doch laßt uns keine voreiligen Schlüsse ziehen und einen zweifellos Verdächtigen nicht zu früh ausschließen.

Auf dem Sklavenmarkt

Bob wartete am Speedway auf dem Parkplatz gegenüber Moochs Haus, an ein Auto gelehnt. Das Telefongespräch in dem alten Haus zog sich immer noch hin. Es war zum Verrücktwerden. Bob konnte durch ein offenes Fenster zum Speedway hören, daß gesprochen wurde, aber er konnte kein Wort verstehen.

Ob er es wagen sollte, näher heranzugehen? Konnte er sich einfach auf die Stufen vor dem Haus setzen? Oder in den umzäunten Hof einsteigen?

Doch dann störte etwas die Hunde im Hof auf. Sie brachen in wildes Gebell aus. Nun war es natürlich unmöglich, vom Hinterhof aus näher ans Haus heranzukommen.

Aber da gab es doch ein Fahrzeug! Der staubige Pritschenwagen war in der verschmutzten Zufahrt neben dem Haus abgestellt. Er stand außerhalb des Zauns, jedoch direkt unter dem offenen Fenster.

Bob sah sich in beiden Richtungen um. Dann schlenderte er über die Straße und blieb hinter dem Wagen stehen.

Auf der Pritsche lagen alte Säcke und Bettdecken bunt durcheinander. Offenbar benutzte sie der Fahrer, um die Ladung darin einzubetten, so daß sie nicht ins Rutschen kam. Die Sachen waren verfleckt und schmutzdelig, aber Bob war das jetzt egal. Er kletterte auf die Pritsche, legte sich kaum einen Meter vor dem offenen Fenster lang hin und zog eine Decke über sich.

»Ja«, sagte der Mann im Haus. Nun konnte ihn Bob deutlich verstehen. »Na ja, schon, aber der Bursche hat 'nen ganz besonderen Vogel. Man weiß eben nie, was er als nächstes anzettelt. Als ob man auf einem Pulverfaß säße! Jeden

Augenblick kann alles hochgehen! Deshalb sehe ich mich nach 'ner anderen Wohnung um. Die Bullen waren diese Woche bereits zweimal hier, und früher oder später riechen die Lunte.«

Es entstand eine Pause, und dann sagte der Mann hörbar verärgert: »Sag' nicht, das ist eine Bagatelle. Es ist ein ziemlicher Hammer. Du hast doch von dem Hund in der Mülltonne gehört?«

Bob wurde starr unter seiner Decke. Die sprachen über Tiny! »Hör mal«, sagte der Mann. »Ich bin bei klarem Verstand, aber hier werd' ich nicht bleiben. Du, ich muß jetzt los und 'n paar Piepen verdienen. Ich laß mir schon was einfallen, das sich lohnt.«

Eine kurze Pause, und dann sagte er noch: »Schön. Werd's mal auf dem Sklavenmarkt versuchen.«

Bob wunderte sich. Sklavenmarkt?

Der Hörer wurde aufgelegt. Bob lag noch hinten auf dem Wagen und versuchte sich einen Reim auf das zu machen, was er mitgehört hatte, als eine Tür zugeknallt wurde und Schritte auf der Veranda laut wurden.

Bob wurde es unter der Decke höchst ungemütlich. Er hoffte, der Bursche werde zu Fuß weggehen. Aber da öffnete sich schon knarrend die Fahrtür, und jemand stieg ein und betätigte den Anlasser. Der Motor heulte auf, und mit einem Ruck setzte sich der Wagen in Bewegung. Eine Sekunde später rumpelte er aus der Zufahrt auf die Straße.

In jäher Panik dachte Bob, er würde abspringen müssen. Dann faßte er sich und überlegte. Der Mann am Lenkrad wohnte mit Mooch zusammen in diesem Haus. Er hatte von Gefahr gesprochen, die offenbar von Mooch Henderson drohte. Und er hatte Tiny erwähnt, der tot in der Mülltonne gelegen hatte. Wußte der Mann etwas von Ted? Oder wußte Mooch etwas? Beide Männer waren zweifellos verdächtig.

Bob beschloß zu bleiben, wo er war. Er wollte wissen, was dieser Mann vorhatte und wohin er fuhr. Er würde ergründen, was es mit diesem geheimnisvollen Sklavenmarkt auf sich hatte. Vielleicht ergab sich dadurch ein Hinweis auf Teds Aufenthalt. Sollte der Mann allerdings Bob hinten im Wagen entdecken, dann würde er schleunigst abhauen müssen.

Hin und wieder spähte Bob unter der Decke hervor. Er sah städtische Straßen und Geschäftshäuser, aber bekannt waren sie ihm nicht.

Schließlich hielt der Wagen an, und der Motor wurde abgestellt. Wieder knarrte es, als der Fahrer die Tür öffnete und ausstieg. Bob machte sich sprungbereit, um flüchten zu können, wenn es sein mußte.

Doch der Fahrer ging nicht zur Pritsche nach hinten, sondern entfernte sich vom Wagen. Bob hörte Verkehrsgeräusche – sehr starken Verkehr. Er setzte sich auf und spähte über die seitliche Klappe. Er sah eine breite Stadtautobahn, auf der Pkws und Lastwagen in endlosem Strom vorbeifuhren. Die Straße war von einfachen kleinen Geschäftsbauten und schlichten Wohnhäusern gesäumt, und auf dem Gehweg war eine geruhsame Unterhaltung zwischen einigen Männern im Gange. Es waren meist große, kräftige Kerle in Latzhosen oder Overalls. Manche trugen auch Schutzhelme. Es waren Schwarze, Mischlinge, Orientalen und Inder darunter.

Ein Wagen fuhr an den Randstein, und einige Männer gingen zum Fahrer hin und redeten mit ihm. Bob machte sich das zunutze; er schlüpfte unter der Decke hervor, ließ sich auf die Straße herunter und ging vom Wagen weg.

Nach etwa hundert Metern blieb er stehen. Hier war eine niedrige Mauer, worauf er sich setzen konnte. Und von hier aus beobachtete er nun neugierig, was vor sich ging.

Immer wieder kam ein Auto angefahren und hielt an. Dann redete der Fahrer mit dem einen oder anderen der wartenden

Männer. Öfter wurden beide Partner anscheinend handelseinig. Dann stieg der angesprochene Mann entweder in den Wagen des anderen, oder er folgte im eigenen Fahrzeug.

Einer der Männer kam auf Bob zu und setzte sich zu ihm auf die Mauer. Er seufzte verdrossen.

»Du bist doch viel zu jung, um hier herumzuhängen, Kleiner«, sprach er Bob an. »Suchst du etwa auch 'nen Job, oder was ist?«

Bob erschrak. »Ich . . . ich war in der Gegend unterwegs und . . . und da wurde ich müde und ruhe mich hier aus. Suchen diese Männer alle Arbeit?«

Der Mann nickte. »Wir alle hier. Das ist nämlich der Sklavenmarkt. Noch nie davon gehört?«

»Nein. Was ist das? Es hört sich ja übel an.«

Der Mann lachte. »Ganz so schlimm ist es nicht. Das hier ist eben ein Treff, wo man hinget, wenn man einen Job braucht. Die Männer kommen von überall her, und wenn jemand eine Hilfskraft für dies oder jenes braucht, dann kommt er eben auch hierher. Wer einen Mann sucht, der ihm die Wände neu verputzt, der holt sich einen vom Sklavenmarkt. Und wer einen Garten umzugraben hat, der findet bestimmt hier einen, der das für ihn macht. Hier ist alles drin.«

Ein kräftiger junger Mann in grobem Arbeitshemd und fleckigen Jeans löste sich aus der Gruppe auf dem Gehweg und ging zu dem Wagen hin, in dem Bob noch vor kurzem versteckt gewesen war. Er öffnete die Tür des Führerhauses und holte ein Päckchen Zigaretten vom Sitz. Dann trat er wieder zu den anderen Männern. Bob erkannte, daß er Moch Hendersons Hausgenosse sein mußte.

Ein blauer Buick hielt am Bordstein an. Ein Mann stieg aus und blickte sich suchend um. Er war schlank und gut gebaut und trug einen buschigen grauen Schnauzbart. Mit seiner hellgrauen Hose, dem dunklen Hemd und der Seglermütze sah er

richtig flott aus. Die Augen waren hinter einer Sonnenbrille verborgen.

»Siehst du den da drüben?« fragte Bobs Nebensitzer. »Er kommt ziemlich regelmäßig hierher. Und er braucht immer einen mit 'nem Transporten«

Der elegante Herr winkte Mooch Hendersons Bekanntem, und die beiden unterhielten sich kurz. Der Angesprochene nickte und ging zu seinem Pritschenwagen. Damit fuhr er hinter dem Mann mit dem Schnauzbar her.

»Siehste«, sagte der Mann neben Bob. »Alles klar.«

Bob nickte, war aber nicht ganz bei der Sache. Er war maßlos enttäuscht. Er hatte gehofft, seine gewagte Schwarzfahrt werde ihm etwas Wichtiges einbringen – die Antwort auf so manche verwirrende Frage: Hatte Mooch den Hund Tiny getötet? Was wußte Moochs Hausgenosse über Ted? Und was trieb Mooch Henderson, das seinen Mitbewohnern solches Unbehagen verursachte?

Statt Antwort auf diese Fragen zu erhalten, hatte Bob nur erfahren, daß der Sklavenmarkt ein Treffpunkt war, wo Gelegenheitsarbeiter einen Job fanden.

Bob stand auf und ging die Straße entlang. Auf einem Straßenschild an der nächsten Ecke sah er, daß dies die LaBrea Avenue, mehrere Kilometer landeinwärts von der Küste, war. Es würde spät werden, bis er wieder in Venice war. Ob wohl Justus und Peter dann noch auf ihn warteten? Und was würde es Neues von Ted Stratten geben?



Den eleganten Mann mit dem Schnauzbar – Dandy nannte man so einen zu meiner Zeit – wollen wir uns mal merken. Einverstanden?

Eine dramatische Aktion

»Wo hast du dich denn herumgetrieben?« rief Peter Shaw.

Er und Justus hatten im Mermaid Court gewartet. Sie waren hin und her spaziert, und sie waren in Sorge und mittlerweile ganz schön wütend. Als Bob endlich wieder auftauchte, war Peter so erleichtert, daß ihm der Kragen platzte.

»Mann, es tut mir doch auch leid«, beschwichtigte Bob. »Ich konnte euch ja nicht gut eine schriftliche Benachrichtigung hinterlassen, wie? Ich ließ es eben darauf ankommen und fuhr kurz entschlossen los – mit diesem Kerl, der bei Mooch wohnt.«

Dann berichtete Bob von den Gesprächsfetzen, die er beim Telefonat in Moochs Haus aufgeschnappt hatte, und erzählte, wie er auf dem »Sklavenmarkt« gelandet war.

»Von diesem Sklavenmarkt hörte ich schon«, sagte Justus. »Es sieht nicht so aus, als gäbe es da eine Verbindung zu unserem Fall. Immerhin wissen wir nun, daß Mooch Hendersons Freunde keine feste Anstellung haben – was wir uns im übrigen von vornherein hätten denken können. Aber der Mann erwähnte am Telefon den Hund in der Mülltonne! Und er hat Angst. Und das Mädchen, das heute das Haus verließ, hatte auch Angst. Waren Mooch und Tiny aneinandergeraten? Deutet etwa die Bißwunde an seinem Arm darauf hin?«

Peter war sehr erschrocken. »Du nimmst doch nicht im Ernst an, daß Ted dort in dem alten Schuppen sein könnte, oder? Wenn Mooch Ted entführen wollte . . .«

Doch dann unterbrach sich Peter und schüttelte den Kopf. »Nein. Diese beiden, die bei ihm wohnen, wollen sich um jeden Preis aus Schwierigkeiten heraushalten. Wenn Ted in diesem Haus wäre, dann wären sie beide schon längst abge-

hauen. Nach meiner Schätzung ist also Ted nicht dort. Nur diese Hunde – die hat Mooch bestimmt nicht als Streuner auf der Straße aufgelesen, da mache ich jede Wette.«

»Vielleicht hält er die Hunde als Geiseln gefangen und will Lösegeld erpressen«, erwog Justus. Dann erzählte er Bob von Moochs Versuch, den Bernhardiner zu stehlen, und von dem unfreiwilligen Sprung ins Hafenbecken.

Peter lachte. »Du hättest den Burschen sehen sollen, als er endlich wieder nach Hause kam. Naß und verdreht, ein jämmerlicher Anblick! Es war für mich ein Hochgenuß.«

Justus grinste, aber er war mit seinen Gedanken schon bei einer anderen Sache. »Ich denke, wir haben alles getan, was wir hier für heute unternehmen konnten. Allerdings wäre da noch etwas, das wir in der Zentrale herausfinden können. Kommt, fahren wir zurück.«

Gerade als die Jungen ihre Räder im Fahrradständer vor der Buchhandlung aufschließen wollten, kam Clark Burton vom Strand her in den Innenhof. Beim Anblick der drei ??? setzte er eine ernste, besorgte Miene auf.

»Irgend etwas Neues?« erkundigte er sich.

»Nein, Mr. Burton«, antwortete Justus. »Immer noch nicht.« Regina Stratten kam an die Ladentür.

»Es tut mir so leid«, wandte sich Burton an sie. »Versuchen Sie, sich nicht allzusehr aufzuregen, Regina. Sie wissen doch, wie unternehmungslustig Ted ist. Wahrscheinlich steckt er in irgendeinem Unterschlupf und spielt, er sei Long John Silver, der Pirat, der auf einer einsamen Insel gestrandet ist.«

»Diese Geschichte kennt er noch nicht«, sagte Regina.

»So? Na, dann ist er vielleicht gerade Pu der Bär und hat eine Expedition zum Nordpol gemacht. Oder er ist ein Astronaut, der zu einem anderen Planeten fliegt. Er hat ja so viel Phantasie. Immer noch besser, er macht solche Spiele, als daß er irgendwo . . .«

Burton brach ab. Nun hatte er sich ganz dämlich verplappert. Die Jungen wußten, daß er sagen wollte: » . . . irgendwo tot oder verletzt liegt.«

Regina sah den Mann fassungslos an. Sie war ganz blaß.

»Es tut mir leid«, fuhr Burton fort. »Das war taktlos von mir. Vielleicht – vielleicht geht mir die ganze Sache einfach zu nahe. Ich hatte einen kleinen Bruder, der eines Tages weglief und verschwand, als wir beide Kinder waren. Deshalb geht es mir immer so nahe, wenn ich von einem Kind höre, das verschwunden ist. Bitte verzeihen Sie mir.«

Regina gab keine Antwort, und so ging Burton zu seiner Galerie hinauf. Als die Jungen wegfuhrten, stand Regina noch an der Tür ihres Ladens und blickte ins Leere, und über ihre Wangen liefen Tränen.

Nach dem Abendessen kamen Bob und Peter mit Justus in der Zentrale zusammen. Justus durchforschte die Bücherregale im Büroraum des Campingwagens. Er gab an, er wolle seine Kenntnisse über einen alten Film auffrischen. Seit seiner Zeit als Kinderstar ›Pummelchen‹ war Justus ein Kino-Fan. Seine Bücher über Filmgeschichte standen in der Fachbibliothek der drei ???.

»Das Apollo-Kino in Hollywood brachte im Frühjahr in einer Wiederaufführung eine Reihe alter Filme mit Barry Bream«, erklärte Justus. »Erinnert ihr euch an Bream? Er spielte immer in der alten Serie über den Detektiv Henry Hawkins mit.«

Peter verzog das Gesicht. »Justus, wir waren ja noch nicht mal auf der Welt, als diese Filme gedreht wurden!«

»Das ist doch jetzt nicht wichtig«, entgegnete Justus. »Die Filme mit Barry Bream sind jedenfalls Klassiker. Bei Filmfestivals werden sie immer wieder gezeigt. Die Handlung eines dieser Barry-Bream-Filme drehte sich um einen kleinen Jun-

gen, der eine Million Dollar erben sollte. Er ertrank in einem Baggersee, und die nachfolgenden Erben kamen nacheinander auch ums Leben.«

»In einem See ertrunken?« wiederholte Peter.

»Genau wie Clark Burtons kleiner Bruder!« warf Bob aufgeregt ein.

»Beziehungsweise sein Spielkamerad«, stellte Justus fest, »je nachdem, wie er seine Geschichte gerade aufischt. Ich habe da ein Gefühl des *déjà-vu* – ihr wißt, dieses eigenartige Gefühl, als hätte man etwas schon einmal erlebt. Ich möchte ein paar Standfotos aus diesem Bream-Film herausuchen und mich vergewissern, ob ich recht habe. – Da sind sie drin«, sagte er gleich darauf, während er ein verstaubtes Buch aus dem Regal hinter dem Schreibtisch nahm. Es trug den Titel ›Schrei im Dunkeln‹. Es handelte von Gruselfilmen, und ein ganzes Kapitel war den Filmen mit Barry Bream gewidmet.

Justus blätterte das Buch durch und hielt ab und zu inne, um sich ein Foto anzusehen. Schließlich wurde er fündig. »Aha! Hier ist ein Standfoto der Szene, wie der Butler die Leiche des kleinen Jungen im Baggersee treibend entdeckt.«

Peter und Bob blickten Justus über die Schulter. Sie sahen ein Bild von einer Gruppe Menschen, die alle entsetzt auf den See starrten, in dem der kleine Körper trieb. Auf dem Bild wirkte er zwar eher wie eine Puppe, obwohl Justus sich erinnerte, daß der Eindruck im Film ganz lebensecht gewesen war. Der Darsteller des Butlers war niedergekniet und wollte nach der Leiche greifen, wurde aber von Barry Bream, der den Detektiv Henry Hawkins spielte, daran gehindert.

Auf dem Foto standen hinter Bream zwei Polizisten in Uniform. Einer von ihnen war ein junger Mann – eher noch ein Halbwüchsiger –, der seine Mütze abgenommen hatte. Er sah gut aus, und seine Miene war dramatisch-betroffen.

»Hat man Töne?« kam es von Peter. »Das ist ja Burton!«

»Genau!« sagte Justus. »Ich wußte doch, daß ich sein Gesicht aus diesem Film kenne. Er muß bei den Dreharbeiten noch keine zwanzig gewesen sein, allerhöchstens Anfang zwanzig.«
»Also ist er ein Lügner!« rief Bob. »Diesen kleinen Bruder oder verschwundenen Spielkameraden hat es nie gegeben. Burton erzählte die Geschichte, weil . . . weil . . .« Bob wußte im Augenblick nicht weiter.

»Eben«, meinte Justus. »Das ist das Erstaunliche, nicht? Warum sollte Burton mit einer solchen Geschichte ankommen? Es sei denn, daß durch einen Zufall die Handlung dieses alten Films tatsächlich ein Ereignis in seinem Leben widerspiegelt.«

»Das wäre ein unglaublicher Zufall!« fand Bob.

»Ja, das meine ich auch«, bestätigte Justus. »Und sonderbar ist auch, daß Burton, wenn er schon log und aus welchem Grunde auch immer, nicht mal eine eigene Geschichte erfinden konnte. Aus einem alten Film mußte er sich eine klauen!«

»Richtig unheimlich«, meinte Peter.

Justus wandte sich an Bob. »Hör mal, das wäre der richtige Zeitpunkt, eine Zwischenbilanz unserer bisherigen Ermittlungen zu machen. Also – wie weit sind wir bis jetzt?«

»Nicht so sehr weit«, antwortete Bob, als er sein Notizbuch gezogen und durchgeblättert hatte. »Niemand außer Miß Peabody hat Ted noch gesehen, nachdem er während der Parade in den Innenhof gegangen war. Nach ihrem Bericht waren Mr. Anderson und Miß Watkins beide draußen an der Ocean Front, als Ted in den Hof kam, und Mr. Burton war in seiner Galerie. Tony und Margaret Gould waren in ihrem Café, machten jedoch keine wesentlichen Beobachtungen. Und nun zu Mooch Henderson . . .«

Bob blickte von seinen Notizen auf. »Der Typ ist ganz interessant.«

»Rechnest du ihn zu den Verdächtigen?« fragte Peter.

»Verdächtig ist er mit Sicherheit«, antwortete Justus. »Ich bin mir nur nicht sicher, weswegen. Zunächst jedenfalls Hundediebstahl.«

Bob wandte sich wieder seinen Notizen zu. »Wir wissen auch, daß Moochs Hausgenossen aus irgendeinem Grund große Angst haben. Und ferner, daß Clark Burton gelogen hat, obwohl wir den Grund dafür nicht kennen.«

»Vielleicht wollte er sich einfach aufspielen«, gab Peter zu bedenken.

Die beiden anderen sahen ihn groß an.

»Machst du Witze?« fragte Bob.

»Ach wo. Mein Papa kommt bei seiner Arbeit als Trickexperte in Filmstudios viel mit den Schauspielern zusammen, und er hat mal erzählt, manche von ihnen seien totale Nullen, wenn sie nicht als Darsteller arbeiten. Sie sind irgendwie farblos, unlebendig. Nur in der Zeit, solange sie ihre Rolle spielen, haben sie so etwas wie eine Persönlichkeit. Sie können zwar wie andere Menschen auftreten, aber ein eigenes Ich haben sie nicht. Also machen sie ihr ganzes Leben zur Darstellung einer Rolle, damit sie . . . na ja, damit man sie überhaupt wahrnimmt, denke ich. Denn wenn sie nicht diese Lebens-Rolle spielten, würde niemand Notiz von ihnen nehmen.«

»So könnte es sein«, sagte Justus. »Clark Burton hat noch immer manche Angewohnheiten eines Filmstars – er taucht bei Talkshows im Fernsehen auf und geht zu gewissen Feten in Hollywood. Mehr ist wohl für ihn nicht mehr drin. Natürlich hat er seinen Beruf als Kunsthändler, aber vielleicht ist sein Leben so fade, daß er aus Teds Verschwinden wie unter innerem Zwang ein Drama machen mußte, in dem er selbst auftritt. Und es ist ihm so ungeheuer wichtig, was andere von ihm halten. Als wir uns heute früh mit ihm unterhielten, da sagte er, er wolle nicht, daß andere denken, er sei nicht hilfsbereit.

Es ging ihm gar nicht um Hilfsbereitschaft an sich, sondern er wollte nur nach außen hin einen guten Eindruck machen.«

»Das könnte die Flunkerei erklären«, meinte Bob. »Aber meine Sympathien für den Typ werden deshalb nicht größer.« Da klingelte das Telefon auf dem Schreibtisch. Justus nahm ab und meldete sich. »Bitte?«

»Justus Jonas, bist du das?« fragte eine heisere alte Stimme.

»Miß Peabody!« rief Justus überrascht. Schnell schaltete er den Mithörverstärker ein, damit alle drei ??? hören konnten, was gesprochen wurde.

»Eure Telefonnummer bekam ich von Regina Stratten.« Miß Peabodys scharfzüngige Worte drangen laut und deutlich aus dem Verstärker. »Ich habe da etwas, das euch vielleicht interessiert. Ich möchte nicht zur Polizei gehen; die müssen sich Vollmachten beschaffen und alle möglichen Paragraphen beachten, ehe sie etwas unternehmen. Ich will aber, daß sofort etwas geschieht!«

»Ja, Miß Peabody?«

»Heute abend«, berichtete die alte Dame, »machte ich einen Spaziergang auf der Ocean Front, und da sah ich Clark Burton. Es dämmerte gerade. Er kam die Hintertreppe von der Galerie herunter und trug etwas in einem Sack.«

Sie machte eine Pause, als erwarte sie von Justus eine tief beeindruckte oder erregte Reaktion. Doch der Erste Detektiv beließ es bei einem »Ja?«

»Er tat so verstohlen«, fuhr sie fort, »also übersah ich ihn geflissentlich. Ich drehte mich zum Meer um.«

»Verständlich«, meinte Justus.

»Er ging an Mermaid Court vorüber und zu der Landungsbrücke am Kai. Ich gab ihm einen schönen Vorsprung. Ich weiß, die Profis machen das immer so.«

»Richtig, wenn man einen anderen beschattet«, pflichtete Justus bei.

»Dann folgte ich ihm bis hin zum Pier. Er ging dort ein Stück entlang und blieb stehen, als sehe er sich den Sonnenuntergang an. Als er zurückkam, hatte er den Sack nicht mehr. Er hatte ihn vom Pier ins Wasser geworfen!«

»Ins Wasser geworfen? Miß Peabody, was war das denn für ein Sack? War er aus Jute? Und wie schwer war er? Konnten Sie das in etwa schätzen?«

»Es war nicht Teds Leiche, falls du das meinst«, erwiderte sie.

»Es war ein großer brauner Papiersack, wie man ihn im Supermarkt bekommt. Und Burton hielt ihn nicht so, wie man einen menschlichen Körper tragen würde. Er hatte ihn an der einge-rollten Oberkante gepackt, so wie man einen Koffer trägt.«

»Aha«, machte Justus.

»Na, und was sagst du dazu?« wollte sie wissen.

»Ja, nun . . . wir brauchen etwas Zeit, um uns damit zu befassen. Vielen Dank, Miß Peabody, für Ihren Anruf. Und . . . Sie haben das Mrs. Stratten gegenüber nicht erwähnt, oder?«

»Was glaubst denn du?« fuhr sie auf. »Ich bin zwar nicht mehr die Jüngste, aber meinen Verstand habe ich noch beisammen!«

Es klickte in der Leitung, und Justus legte auch auf.

»Ich sag's ja immer – es ist ein Glück, daß ich tauchen gelernt habe«, verkündete Peter. »Jetzt wird die Sache echt spannend!«

Grauen unter Wasser!

Morton, der gute Freund der drei ???, meldete sich früh am nächsten Morgen auf dem Schrottplatz zur Stelle. Er war in einem grauen Transporter gekommen.

»Ich bin der Meinung, ein Transporter wäre praktischer, wenn Peter tauchen will«, erklärte Morton. »Darin hat er gut Platz zum Umkleiden.«

»Morton, Sie sind ein wahrer Freund«, lobte ihn Peter.

Morton lächelte gemessen. »Ich bemühe mich, meine verehrte Kundschaft zufriedenzustellen.«

Morton war ein äußerst korrekter Chauffeur britischer Herkunft. Die drei ??? hatten ihn kennengelernt, als Justus in einem von einer Autovermietung ausgeschriebenen Wettbewerb den ersten Preis gewonnen hatte. Der Erste Detektiv hatte richtig erraten, wie viele Bohnen ein Gefäß enthielt, und dafür die Verfügung über einen Rolls-Royce mit goldenen Beschlägen auf dreißig Tage gewonnen. Der Chauffeur dieser von den Jungen mit Begeisterung benutzten Luxuskarosse war stets Morton gewesen. Mit der Zeit hatte er für die Abenteuer der drei immer mehr Interesse aufgebracht und ihnen seither bei ihrer Ermittlungsarbeit geholfen. Inzwischen betrachtete er sich als Ehrenmitglied des Detektivteams.

Während Morton mit seinen Insassen auf der Küstenautobahn nach Süden brauste, weihten ihn die Jungen in den Fall des vermißten Kindes ein.

»Ja, ich hatte in der Zeitung über das Verschwinden des kleinen Kerls gelesen«, sagte Morton. »Und noch niemand hat die geringste Ahnung, was ihm zugestoßen sein könnte?«

»Nein«, antwortete Justus. »Es gibt da verschiedene Möglichkeiten. Vielleicht hat sich Ted verirrt und streift irgendwo

umher. Aber das ist recht unwahrscheinlich. Vielleicht steckt er irgendwo in einer Klemme und kann sich nicht selbst befreien, zum Beispiel in einem alten Brunnenschacht. Die Polizei hat die ganze Umgebung durchgekämmt und sich alles vorgenommen, worauf ein Kind klettern oder worin es stürzen könnte. Vielleicht finden sie Ted noch, wenn sie weiterhin suchen. Möglicherweise wurde Ted aber auch von jemandem, der ihn am Ufer aufgegebelt hat, aus einem unkontrollierten Impuls heraus mitgenommen. Wenn es sich so zugetragen hat, dann ist meiner Ansicht nach kaum etwas zu machen. Vermutlich ist es dann eine Frage des Abwartens, bis jemand einen Hinweis meldet. Irgendwer sieht vielleicht einen Nachbarn mit einem unbekanntem kleinen Kind und ruft die Polizei an. Oder die Polizei greift jemanden auf, der schon zuvor auf diese Weise ein Kind entführt hat . . .«

»Ich neige zu der Vermutung, es geht nicht um Entführung gegen Lösegeld«, meinte Morton.

»Nein. Regina Stratten und ihr Vater haben nicht die Mittel, die einen Kriminellen dazu verlocken könnten, das Risiko einer Kindesentführung auf sich zu nehmen.« Justus zog die Brauen zusammen.

»Vielleicht hat Ted etwas gesehen, das er nicht sehen sollte«, brachte Bob vor, »und jemand hat ihn mitgenommen, um zu verhindern, daß er von der Sache berichtet.«

»Ja, Ted kann gesehen haben, wie Mooch einen Hund stahl, und Mooch hat ihn geschnappt!« rief Peter. »Kann sein, daß Moochs Hausgenossen deshalb so nervös waren, nachdem die Polizei ins Haus kam!«

»Mooch ist ein widerwärtiger Zeitgenosse, den wir kennenlernten«, erläuterte Justus für Morton. Dann wandte er sich an Peter. »Aber ich glaube nicht, daß er Ted in seinem Haus gefangenhält. Die anderen Bewohner hätten noch viel panischer reagiert, wenn das der Fall wäre.«

»Dann hat Mooch Ted vielleicht anderswo versteckt«, hielt Peter dagegen.

Justus seufzte. »Das sind alles reine Spekulationen. Wir brauchen aber Tatsachen!«

Doch vorerst gab es eben keine, und so fuhren sie schweigend die restliche Wegstrecke bis Venice.

Es war noch früh, als sie an den Strand kamen. Im grauen, dunstigen Morgenlicht wirkte der Ort wenig einladend. Die paar Leute, die auf der Ocean Front zu Fuß unterwegs waren, erschienen übelgelaunt und reizlos gekleidet.

»Später am Tag ist der Ort ganz interessant«, erklärte Justus Morton. »Jetzt ist es allerdings besser, je weniger Leute uns sehen.«

Morton fuhr in den Parkplatz beim Pier. Peter verschwand für kurze Zeit im Laderaum des Wagens. Als er wiederkam, hatte er seine Badehose an und trug seine Tauchausrüstung. Justus und Bob halfen ihm beim Anschlallen des Lungenautomaten. Dann setzte Peter die Maske auf, steckte das Mundstück ein und watete ins Meer.

Er war erst wenige Schritte weit gekommen, als Bob Justus anstieß und auf etwas zeigte.

Der junge Mann, der bei Mooch wohnte, war auf der Ocean Front aufgetaucht. Er lehnte am Tisch eines Pizzastands am Ufer und frühstückte hier ganz einsam – Pizza mit Limonade.

»Ekelhaft!« fand Morton. »Pizza um diese Tageszeit!«

Da kam Fergus, der Lumpensammler, die Promenade entlanggetrottet. Er schob wie üblich seine Einkaufskarre und hatte seine beiden treuen Hunde im Gefolge. Beim Pizzastand blieb er stehen und redete mit dem Verkäufer, wobei er lebhaft gestikulierte.

Der Mann aus Moochs Haus aß den Rest seiner Pizza und zog ab, offenbar wollte er zum Speedway.

»Hört mal, wir müssen doch Peter nicht zu zweit Gesellschaft

leisten«, sagte Bob. »Ich will sehen, was Mooch und sein Hausgenosse heute früh vorhaben. Ich komme dann wieder her.«

Justus blickte aufs Wasser hinaus. Von Peter war fast nichts mehr zu sehen, gleich würde er unter die Oberfläche wegtauchen.

»Schön«, stimmte Justus zu. »Halte die Augen offen. Wir blicken nicht ganz durch, worum es bei alledem geht, also paß gut auf!«

»Ist klar!« sagte Bob.

Er rannte über den Strand. Als er am Pizzastand vorbeikam, ging Fergus gerade weg, eine Tüte voller Pizza an sich gepreßt. Der Mann legte seinen Einkauf in den Wagen und schob ihn auf der Ocean Front in die Richtung zurück, aus der er gekommen war.

»Braucht Bob vielleicht Beistand?« erkundigte sich Morton hoffnungsvoll. »Vielleicht wäre es gut, wenn ich ihm nachginge.«

Justus grinste. Anscheinend wollte auch Morton, daß sich endlich etwas tat. »Bob kommt schon zurecht«, versicherte Justus dem Chauffeur. Ein wenig enttäuscht war Morton unverkennbar!

Bob verschwand auf einem Fußweg hinter Mermaid Court, und Morton und Justus dachten wieder an Peter. Das einzig sichtbare Zeichen von ihm war nun eine Blasenspur auf der Wasseroberfläche.

Mittlerweile schaute Peter angespannt durch seine Taucherbrille, während er sich langsam über dem Meeresgrund fortbewegte. Es störte ihn, daß das Wasser so trübe war. Er fragte sich, ob es unter diesen Umständen möglich war, den Gegenstand, den Clark Burton am Vorabend vom Pier hinuntergeworfen hatte, aufzuspüren. An Fundstücken herrschte auf dem Grund allerdings kein Mangel. Da lagen Flaschen und

Blechdosen. Da lag ein Packen, der wie gefaltetes Segeltuch aussah. Peter besah sich das Ding näher, und es stellte sich als eine Strandtasche heraus, die einen schon halb verrotteten Badeanzug enthielt.

Peter schwamm dicht über dem Grund weiter und hielt sich dabei immer rechts von den Stützpfeilern des Piers. Er sah alte Tennisschuhe, Bleigewichte von Anglern, Glasscherben und Brocken verdorbener Lebensmittel in zerdrückten Plastikbehältern.

Miß Peabody hatte Burtons Traglast als einen Papiersack beschrieben und vermutet, daß er aus einem Lebensmittelmarkt stammte. Was mochte wohl darin gewesen sein? fragte sich Peter. Die Möglichkeiten waren fast unbegrenzt.

Peter drehte den Kopf. Im Wasser zu seiner Rechten bewegte sich etwas. Es glitt über den Grund dahin und stieg dann zur Oberfläche auf.

Das war ein Hai!

Peter konnte in dem leicht geöffneten Maul die beiden Reihen scharfer Zähne sehen. Der Hai schwamm träge dahin, ohne sich anzustrengen.

Peter vermied jede Bewegung. Er hörte sogar auf zu atmen. Er blieb völlig regungslos. Nur der Kopf schwirrte ihm von einschlägigen Informationen.

Manche Haie greifen Schwimmer an, andere hingegen nicht. Manchmal läßt sich ein Hai durch heftiges Gespritze und lautes Geräusch verjagen.

Ein lautes Geräusch. Das einzige laute Geräusch hier unten war Peters Herz, das irrsinnig klopfte. Wie brachte man eigentlich drei Meter unter Wasser ein lautes Geräusch zustande? Unter Wasser kann man nicht schreien. Und auch nicht spritzen!

Peters Hände berührten den Grund. Ein Stein. Er brauchte einen großen Stein. Den konnte er gegen einen anderen Stein

schlagen und so ein Geräusch erzeugen. Der Schall würde sich durchs Wasser ausbreiten und den Hai erschrecken und verjagen.

Aber würde das funktionieren? Vielleicht würde der Hai dann erst angriffslustig.

Peter überlegte, die Hand auf einem runden, harten Gegenstand am Meeresgrund.

Plötzlich bekam er furchtbare Angst, die in Panik umschlug. Der Hai kam wieder auf ihn zu!

Eine erstaunliche Entdeckung

Bob folgte Moochs Hausgenossen bis zu dem alten Bau an der anderen Seite des Speedway. Die Hunde im Hinterhof kläfften wild, als der junge Mann die Vortreppe hinauf und ins Haus ging. Bob lehnte sich gegen einen geparkten Wagen auf dem Grundstück neben Mermaid Court und wartete ab, was sich tun würde.

Er hörte hinter sich eine Tür aufgehen und drehte sich um. Clark Burton war aus dem Hintereingang seiner Galerie auf den Treppenabsatz oben am Haus getreten. Er trug eine modische hellblaue Hose, dazu ein farblich abgestimmtes Hemd. Er schloß die Tür ab und kam die Stufen an der Hausmauer herunter.

Burton ahnte nichts von seinem Beobachter. Bob dachte, der Mann würde vielleicht zu einer der Garagen an der Hinterseite des Mermaid-Hotels gehen und einen Wagen herausfah-

ren. Er könnte aber auch zur Ocean Front spazieren. Doch Burton tat nichts dergleichen. Er überquerte den Speedway und ging die Seitenstraße hinauf, an deren Einmündung Mooch Hendersons Haus stand. Offenbar wollte er zur Pacific Avenue.

Bei Moochs Haus tat sich offenbar nichts, also beschloß Bob, Burton zu folgen. Er gab dem Schauspieler einen Vorsprung, ging ihm dann nach und bog ebenfalls in die Pacific Avenue ein. Burton war einen Häuserblock weiter vorn und schritt kräftig nach Norden aus.

Bob behielt den Mann im Auge, und als Burton fünf Blocks nach Mermaid Court die Pacific Avenue überquerte und in einer Seitenstraße verschwand, blieb Bob ihm weiterhin auf der Fährte. Die Seitenstraße stellte sich als Evelyn Street heraus, eine Wohnstraße mit kleinen, älteren Mietshäusern und einfachen Einfamilienhäusern. Die Autos, die am Bordstein abgestellt waren, zählten nicht zu den neuesten Modellen. Kinder spielten auf den Veranden, und Hunde streiften durch die Auffahrten und die Fußwege zwischen den Grundstücken. Als Burton auf der Evelyn Street fast vier Blocks hinter sich gebracht hatte, ging er die Stufen zu einem schäbigen Mietshaus hinauf und trat ein. Nun konnte sich Bob überhaupt keinen Reim mehr darauf machen. Was wollte Clark Burton hier? Er war so elegant, immer wie aus dem Ei gepellt. Und da sollte er hier Bekannte haben, in einer so schlichten Wohngegend?

Bob ging weiter. Als er vor dem Haus stand, das Burton betreten hatte, blieb er stehen, kniete nieder und band an einem Schuh die Schnürsenkel neu. Vorsichtig blinzelte er dabei aus den Augenwinkeln hoch.

Wie viele derartige Anwesen in Kalifornien war auch dieses Mehrfamilienhaus in U-Form um einen Innenhof angelegt. Bob schaute durch den Hofeingang; drinnen rührte sich

nichts. Einige Betonkübel enthielten abgestorbene, braun gewordene Pflanzen. Die Fenster waren mit dichten weißen Gardinen verhangen, und das erinnerte an blinde Augen.

Bob stand auf und ging über die Straße. Er brauchte einen unverfänglichen Standort, um von dort Aussicht zu halten. Zwei Kinder spielten auf einer offenen Veranda. Bob setzte sich auf die Stufen darunter und tat so, als gehöre er dazu.

Er wartete und beobachtete. Doch nichts ging in dem Haus gegenüber vor sich. Das Haus wirkte leblos und abweisend, als seien hinter den schweren Gardinen Geheimnisse verborgen.

Die Minuten verstrichen. Bob hatte vielleicht eine Viertelstunde lang gewartet, als er einen Wagen auf der Auffahrt neben dem unbelebten Haus zur Straße herkommen sah. Es war ein blauer Buick. Bob zog die Brauen hoch. Der Wagen kam ihm bekannt vor, der Fahrer gleichfalls.

Und dann erkannte Bob mit jähem Erschrecken, daß dies der Wagen war, den er am Vortag auf dem Sklavenmarkt gesehen hatte. Der Fahrer war der Mann, der dem Wohnungsnachbarn von Mooch Henderson einen Job angeboten hatte. Wieder trug er die Seglermütze, die Sonnenbrille und den buschigen grauen Schnauzbart. Der Wagen rollte auf die Straße, bog in östlicher Richtung ab, erhöhte das Tempo und war verschwunden.

Bob zog sein Notizbuch und schrieb sich das amtliche Kennzeichen des Wagens sowie Straße und Hausnummer auf. Dann klappte er das Buch zu, und wieder saß er da und überlegte. War Clark Burton gekommen, um sich mit dem Mann im Buick zu treffen? Gab es irgendeine Verbindung zwischen dem Fahrer des Buick und Mooch Henderson? Oder dem Mann, der bei Mooch wohnte? Oder war das Zusammentreffen auf dem Sklavenmarkt nur reiner Zufall gewesen?



Ich denke, Bob wird in absehbarer Zeit ein Aha-Erlebnis haben. Die Chance eines solchen sei auch euch eingeräumt, daher mein Hinweis.

Ein solcher Zufall war unwahrscheinlich, entschied Bob. Es mußte eine Verbindung geben. Doch welcher Art mochte sie sein?

Bob brauchte mehr Informationen. Die könnte er sich verschaffen, wenn er nach weiterem Material für seine Schularbeit forschte. Er würde an den Haustüren klingeln und Fragen über Veränderungen in diesem Wohnbezirk – und über die Mieter des Hauses – stellen. Clark Burton könnte ihn dabei zwar sehen und sich wundern, aber wenigstens konnte er Bob nicht nachsagen, daß er spionierte. Denn Bob hatte ja einen triftigen Grund für sein Vorgehen.

Doch als Bob die Straße wieder überquerte und den Innenhof der Wohnanlage betrat, stieg seine Verblüffung noch. Das Haus war so still, und der Hof wirkte tot, so völlig vernachlässigt. Wohnte denn hier überhaupt jemand?

Bob ging zu einer Wohnungstür und drückte auf den Klingelknopf. Er hörte in der Wohnung aber keinen Klingelton, und niemand kam an die Tür.

Er versuchte es bei einer anderen Klingel und noch bei einer dritten. Alles blieb still. Die Vorhänge an einem Fenster im Erdgeschoß waren nicht ganz zugezogen, und Bob trat ganz nah an die Scheibe heran und spähte hinein. Er sah nackte Holzböden, Staubflocken, ein paar leere Pappkartons. Die Wohnung stand leer. Das ganze Haus war leer. Und der Strom war abgeschaltet; deshalb gaben die Klingeln keinen Ton von sich.

Aber wo war Clark Burton? Er war doch vorne durch den Hauseingang hineingegangen und dann . . .

Bob stockte der Atem. Nun sah er klar! Burton war in das Haus und etwas später durch irgendeine Hintertür wieder hinausgegangen und in dem Buick weggefahren – mit grauem Schnauzbart und Seglermütze!

Schwere Schritte hallten auf dem Pflaster hinter Bob. Er fuhr herum. Plötzlich hatte er große Angst.

Ein riesenhafter Mann in mittleren Jahren mit schütterem Haar packte Bob am Arm. »Was machst du hier?« fuhr er ihn an.

Bob stammelte etwas von Befragungen für eine Studienarbeit.

»Und das soll ich dir abnehmen?« fragte der Mann. »Ich hab' dich doch gesehen, wie du drüben auf der Treppe gesessen und das Haus beobachtet hast. Wir haben hier genug von Vandalen, die in leere Häuser einbrechen und sie anzünden!«

»Sie irren sich!« rief Bob empört. »Ich bin kein solcher Rowdy! Ich will mich hier mit den Mietern unterhalten. Ich klingelte an den Türen, aber es machte niemand auf!«

Der Griff des Mannes lockerte sich etwas, und Bob zog seinen Arm zurück.

»He – hiergeblieben!« brüllte der Mann.

Bob sauste an ihm vorbei und vor zur Straße.

Antworten werfen neue Fragen auf

Beim Pier von Venice zog der Hai seine Kreise über Peter. Dann flitzte er plötzlich davon und blieb verschwunden.

Der Hai war weg. Peter war allein, unversehrt, in Sicherheit! Er begann wieder zu atmen.

Und nun merkte Peter, daß er etwas in der Hand hielt. Er erinnerte sich, daß er einen Stein aufgehoben hatte, um den Hai zu erschrecken. Er sah sich das Ding an.

Das war ja gar kein Stein! Es war rund, hart und schlüpfrig. Im dämmrigen, trüben Licht unter Wasser erkannte Peter, was es war – der Kopf einer Nixe aus Keramik. Clark Burtons verschwundene Nixe! Und ringsum auf dem Meeresgrund waren Bruchstücke der zierlichen Figur verstreut – eine Hand, ein Stück eines anmutig gebogenen Fischeschwanzes, ein Teil eines Arms. An einigen Teilen hafteten noch braune Papierfetzen.

Das also hatte Clark Burton ins Meer geworfen. Aber warum nur?

Peter überlegte gerade, ob er noch mehr Stücke der Nixenfigur zusammensuchen sollte, als im Wasser eine Bewegung entstand. Er wartete erst gar nicht ab, als was es sich herausstellen würde. Völlig überflüssig. Er wußte: Das war wieder der Hai!

Peter begann verzweifelt an Land zu schwimmen. Sobald er im seichten Wasser war, stand er auf und versuchte zu laufen. Keuchend und spritzend machte er einen letzten Satz aus dem Wasser und warf sich auf den Sand.

»Peter, ist alles in Ordnung?« fragte Morton besorgt.

»Ja, ja, alles klar. Ich dachte nur, ich hätte einen Hai gesehen, das ist alles.«

Ein Schwimmer von der Rettungswacht kam über den Strand, dem grauen Morgen zum Trotz grinsend und pfeifend. Als er Peter auf dem Sand liegen sah, daneben Morton und Justus, die sich über ihn beugten, blieb der Mann stehen.

»Kommt ihr klar?« fragte er.

»Ja, es ging noch mal gut.« Peter stand auf. »Hören Sie, ich glaube, da draußen habe ich einen Hai gesehen.«

»Ah, das werde ich melden«, sagte der Rettungsschwimmer.

»Aber vorerst gehst du nicht mehr ins Wasser, verstanden?«

»Keine Sorge!« wehrte Peter ab.

Justus half ihm auf. Peter hatte noch immer den Kopf der kleinen Nixe in der Hand. Er gab ihn Justus und kletterte dann in den Transporter, um sich abzutrocknen und umzuziehen.

Als er ein paar Minuten später wieder herauskam, hockte Justus auf einem der mit Teeröl getränkten langen Balken, die den Parkplatz umgrenzten. Er starrte auf den Kopf der Nixe.

»Also das hat Burton vom Pier ins Wasser geworfen«, meinte er.

»Sieht so aus«, bestätigte Peter. »Der Körper der Figur liegt dort unten auf dem Grund, in lauter Bruchstücken und Scherben.«

»Warum hat er das getan?« wunderte sich Justus.

Peter zuckte die Achseln. »Warum tischte er dieses Märchen vom ertrunkenen Bruder auf? Hätte er gar nichts dazu gesagt, dann wäre die Sache in Ordnung. Und in Ordnung wäre es auch gewesen, wenn er einfach durch den Hinterausgang seiner Galerie in den Hof hinuntergestiegen wäre und die Nixe in die Mülltonne geworfen hätte.«

»Er hatte Angst, es könnte sie jemand finden«, sagte Justus langsam. »Die Polizei sucht ja überall nach Ted. Vielleicht werden auch die Mülltonnen untersucht – wirklich, das gehört zu einer solchen Fahndung,«

»Und wenn einer dabei die Scherben der Nixe gefunden

hätte?« fragte Peter. »Das hätte doch keinen Menschen interessiert.«

Morton hatte in der Nähe gestanden, und nun räusperte er sich. »Justus«, sagte er, »ich habe Mr. Burton mehrmals gefahren, wenn er sich nicht selbst ans Lenkrad setzen wollte. Er besucht oft Premieren, und er geht zu vielen großen Parties in Hollywood. Er hat auch im normalen Leben etwas Kino- oder Theaterhaftes an sich. Wenn er redet, erkenne ich manchmal Dialogstücke aus Filmen wieder. Er benimmt sich immerzu als Darsteller. Könnte das höchst verwunderliche Vorgehen, eine zerbrochene Figur ins Meer zu werfen, auch aus einem Drehbuch sein? Wollte er einen . . . einen Spion darstellen, oder einen Kunstdieb oder . . .«

Aber dann hielt Morton inne und überlegte. »Nein«, sagte er. »So war es nicht. Um sich so aufzuführen, müßte er wirklich schwerwiegend gestört sein, und das ist er ja nicht.«

»Nur ein Blender«, warf Peter ein.

»Ja, ich glaube, das trifft den Sachverhalt« ' meinte Morton.

»Und wir wissen immer noch nicht, warum er die Figur im Meer versenkte«, hielt Justus fest.

Genau da kam Bob die Ocean Front entlanggelaufen. Er war ganz aufgeregt. »He, Freunde!« rief er. »Das erratet ihr nie!« »Vermutlich nicht«, äußerte Justus gelassen. »Was ist denn?« Bob setzte sich neben ihn. »Ich glaube, Mooch und der Mann, der bei ihm wohnt, und Clark Burton stecken unter einer Decke.«

Rasch erzählte Bob davon, wie er Burton zu dem leerstehenden Mietshaus an der Evelyn Street gefolgt war und wie der Mann mit dem Schnauzbart im Buick weggefahren war.

»Es war der gleiche Bursche, der gestern auf dem Sklavenmarkt Moochs Kumpel für einen Job ausgesucht hatte«, sagte Bob.

»Und ich bin sicher, das ist niemand anders als Clark Burton!«

»Oh, Mann!« stieß Peter hervor.

Auch Justus war sichtlich verduzt. »Willst du etwa damit sagen, daß Clark Burton von Mermaid Court zu einem unbewohnten Haus an der Evelyn Street marschiert ist, sich dort mit Sonnenbrille und falschem Schnauzbart maskierte und wegfuhr, um irgendwelche geheimen Machenschaften zu betreiben? Und daß er gestern in der gleichen Verkleidung zum Sklavenmarkt fuhr und sich mit Mooch Hendersons Wohnungsnachbar traf?«

»Da bin ich ziemlich sicher«, erwiderte Bob.

»Das sollten wir besser genau feststellen«, ordnete Justus an. »Als erstes müssen wir herausfinden, wem dieser Buick gehört.«

»Ich habe das Kennzeichen notiert.« Bob zog das Notizbuch. Justus nahm es entgegen. »Ein leerstehendes Haus, sagst du?«

»Ja. Kein Mensch da, außer einem grobschlächtigen neugierigen Kerl. Zum Glück konnte ich schneller laufen als er.«

»Freut mich für dich, Bob. Wir können anhand des Kennzeichens den Wagenbesitzer durch Kommissar Reynolds ermitteln lassen.«

»Willst du ihn anrufen?« fragte Bob.

»Nein, ich werde ihn besuchen«, erklärte Justus.

Sie aßen eine Kleinigkeit, und dann gingen Justus und Morton zum Wagen, und Bob trabte zum Mermaid Court zurück, um zu beobachten, ob Burton zu seiner Galerie zurückkehren würde. Peter entdeckte ein Stück weit von Moochs Haus ein dichtes Gebüsch und richtete sich dahinter ein, um Mooch zu überwachen.

Justus und Morton fuhren auf der Küstenautobahn nach Norden. Schon nach einer halben Stunde waren sie im Polizeipräsidium von Rocky Beach. Hauptkommissar Reynolds ließ sie zu sich kommen, obwohl er alles andere als begeistert aussah,

als Justus und Morton in seiner Dienststelle auftauchten. Offensichtlich war er in eine wichtige Sache vertieft gewesen.

»Was gibt's denn nun schon wieder?« fragte der Kommissar.

»Kennen Sie unseren Freund Morton schon?« lautete Justus' Gegenfrage.

»Angenehm, Mr. Morton.«

Morton verbeugte sich.

»So«, sagte Kommissar Reynolds, »kommen wir zur Sache. Was willst du, Justus?«

»Ich möchte gern wissen, wer der Eigentümer eines Buick mit dem amtlichen Kennzeichen 616 BTU ist. Er steht in einer Garage in Venice, etwa einen Kilometer von der Strandpromenade«, sagte Justus.

»Venice?« Der Kommissar kniff die Augen zu. »Das hat doch nicht etwa mit dem kleinen Jungen zu tun, der in Venice vermißt wird, oder?«

»Doch, Sir«, entgegnete Justus. »Mrs. Stratten, die Mutter des Jungen, fragte uns, ob wir helfen könnten.«

»Also hat sie kein Vertrauen zur Polizei von Los Angeles?«

»Nein, so ist es nicht. Sie dachte nur, wir könnten vielleicht einige Ermittlungen durchführen, die . . .«

Der Kommissar unterbrach ihn. »Da muß ich dich warnen, Justus. Stellt euch bei diesem Fall besser nicht in den Weg der Polizei. Hier steht das Leben eines Kindes auf dem Spiel!«

»Das wissen wir, Herr Kommissar«, entgegnete Justus. »Wenn wir irgend etwas herausfinden, werden wir die Polizei verständigen. Das verspreche ich.«

Kommissar Reynolds warf Justus einen kritischen Blick zu, dann schrieb er sich das Kennzeichen des Buick auf und ging aus dem Büro.

»Sehr bedauerlich!« fand Morton. »Anscheinend hegt er Mißtrauen gegen euch.«

Justus nickte. »Er schätzt die drei ??? nicht so sehr. Er weiß,

daß wir oft Erfolg haben – wir konnten manchmal sogar ihm helfen – und doch wäre es ihm lieber, wenn wir zu Hause blieben und ihm nicht im Weg wären.«

Ein paar Minuten später kam Kommissar Reynolds mit einem Zettel zurück. »Der Fahrzeughalter ist ein gewisser Clark Burton«, sagte er. »Vierhundertachtundachtzig Ocean Front, Venice.«

»Aha!« war Justus' Kommentar.

»Das hattest du doch erwartet, nicht?« fragte der Kommissar. Justus nickte.

»Na schön. Und hast du etwa vor, mir zu diesem Burton etwas mitzuteilen?«

»Zur Zeit nicht«, äußerte Justus vorsichtig.

Der Kommissar sah ihn forschend an. »Denk daran, was ich dir geraten habe«, warnte er.

»Ja, Sir«, sagte Justus. Dann ergriff er mit Morton die Flucht. Als sie nach Venice zurückkamen, ließ Morton Justus hinter Mermaid Court aussteigen und versprach, in etwa einer Stunde wiederzukommen. Justus fand Bob auf der Terrasse des Cafés, wo er gewartet hatte. Vor ihm stand ein leeres Glas, aus dem ein schlaffer Strohalm hing.

»Burton hat die Galerie vor etwa einer halben Stunde aufgemacht«, berichtete Bob.

»Es war tatsächlich sein Wagen, den du heute früh auf der Evelyn Street gesehen hast«, sagte Justus.

»Das dachte ich mir. Aber was soll der Schnauzbart und die Sonnenbrille und all das? Und ein zweites Auto? Ich fragte Regina Stratten, was für einen Wagen er sonst fährt, und da sagte sie, er hätte einen Jaguar in einer der Garagen hinten an diesem Grundstück. Wozu braucht man aber einen zweiten Wagen, wenn man einen Jaguar hat?«

Justus zuckte die Achseln und setzte sich hin. Da kam gerade Peter von der Ocean Front und trat zu ihnen.

»Ich habe Mooch Henderson beschattet«, meldete er stolz, »und mit den gestohlenen Hunden will er kein Lösegeld kassieren, sondern einfach Finderlohn. Heute früh kaufte er die Zeitung. Ich fand sie, nachdem er sie weggeworfen hatte. Es war eine Anzeige darin: Hundert Dollar Belohnung für die Wiederbeschaffung eines entlaufenen Spaniels, schwarzweiß, der Liebling der Familie. Rein zufällig – das ist wirklich hochinteressant – hatte Mooch einen schwarzweißen Spaniel in seinem Hof! Also trabte er mit dem Hund los zu einer Wohnanlage im Ocean Park. Er klingelte an einer Haustür, eine Frau kam heraus, und der Hund stürzte sich voll Freude auf sie. Die Frau gab Mooch Geld, und er ging pfeifend wieder weg.«

Nach seinem Bericht war Peter plötzlich ganz zerknirscht. »Was das mit Ted Stratten zu tun haben könnte, ist mir völlig unklar. Mooch konnte ja nicht einfach diese Nummer ›Hund entlaufen‹ mit Tiny abziehen. Niemand würde ihm das abnehmen. Ich wette, Tiny war in seinem Leben noch keinen einzigen Tag ausgerissen!«

»Nur zu wahr«, meinte Justus. Aber er schien nicht genau zuzuhören. Er saß so, daß er das leerstehende Hotel an der Hinterseite von Mermaid Court überblicken konnte, und zwar mit äußerst angespanntem Gesichtsausdruck. Und er zupfte an seiner Unterlippe – ein sicheres Zeichen dafür, daß er angestrengt über etwas nachdachte.

»Es gibt vielleicht eine ganz klare Lösung, die wir bisher übersehen haben«, sagte er. »Vielleicht hat Clark Burton wirklich nichts mit unserem Fall zu tun. Vielleicht hängt auch Mooch Henderson nicht mit drin. Ted Stratten ging am vierten Juli in den Innenhof, und seither hat ihn niemand mehr gesehen. Ted ist klein, phantasievoll und abenteuerlustig. Wenn er nun noch immer hier wäre?«

Justus zeigte auf das Hotel. »Hätte er nicht in einen Lüftungsschacht kriechen können? Und wie wäre es mit einem offenen

Fenster zum Keller? Die Polizei hat ja nachgeforscht, aber haben die wirklich in jede Ecke geschaut? Sie mußten doch auch den ganzen Strand absuchen, nicht?«

Bob richtete sich auf seinem Sitz auf. »Aber wie sollen wir da reinkommen?«

»Clark Burton ist jetzt in seiner Galerie. Schließlich kann er sich nicht herausreden und uns das Durchsuchen des Mermaid-Hotels verbieten!«

Überstürzte Abreise

Clark Burton weigerte sich erst, das alte Hotel aufzuschließen, damit die Jungen dort suchen konnten. »Das Haus ist fest verschlossen, und zwar seit Jahren«, erklärte er. »Die Fenster sind vergittert. Das Kind hätte unmöglich hineingelangen können.«

»Als ich in Teds Alter war, stieg ich in ein leerstehendes Haus ein«, berichtete Peter. »Es war mit Brettern vernagelt, aber das hielt mich nicht ab. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, auch die Dachbodenfenster zu vernageln, also stieg ich auf einen Baum und kroch zum Ende eines Astes vor und von dort aus auf den Speicher. Hinterher wieder rauszukommen war aber fürchterlich für mich, das kann ich euch sagen.«

Burton blickte hinaus zu dem alten Mermaid-Hotel. Obwohl die Fenster im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk vergittert waren, gab es vor den Fenstern im Obergeschoß keine Gitter.

»Unmöglich!« sagte Burton dazu. »Ted hätte auf das Dach der Galerie hier steigen müssen, oder er hätte in Mr. Conines Wohnung eindringen müssen, um durch eines der oberen Fenster ins Hotel einsteigen zu können.«

»Wir wollen ja nicht behaupten, daß Ted es so gemacht hat«, bemerkte Justus gelassen. »Wir meinen nur, daß kleine Kinder oft Dinge tun, von denen die Großen nicht einmal träumen. Kann es etwas schaden, das Hotel zu durchsuchen? Vielleicht ist er dort irgendwo eingesperrt und kann nicht wieder heraus. Er könnte verletzt oder gar bewußtlos sein!«

Burton seufzte. Dann holte er einen Schlüsselbund aus seiner Wohnung und drehte ein Schild an der Galerietür so um, daß man draußen GESCHLOSSEN las.

»Falls Ted in das Hotel gelangt ist«, sagte er, »wie kam es dann, daß Tiny überfahren wurde?«

»Das ist ja noch ungeklärt«, stellte Justus fest. »Es ist auch durchaus möglich, daß der Tod des Hundes ein davon unabhängiger Vorfall war.«

»Na gut«, meinte Burton. »Es ist Zeitverschwendung, aber wir wollen uns doch vergewissern, daß das Kind nicht in dem Hotel ist.«

Er ging voraus, die Treppe hinunter und hinüber zu der großen Eingangstür des Mermaid-Hotels. Er schloß die Tür auf und drückte sie nach innen. Die Jungen sahen einen kleinen, dunklen Vorraum, der vor Schmutz starrte. Sie folgten Burton ins Foyer, wo zerschlossene Sessel und Sofas in ungeordneten Gruppen beisammenstanden. Tristes graues Licht fiel durch die schmutzigen Fensterscheiben ein. Die Teppiche waren zerrissen, und Töpfe mit vertrockneten Stengeln, die einmal Blumensträuße gewesen waren, standen herum. Fußabdrücke im Staub zeigten, wo die Polizisten gewesen waren. Von dem kleinen Jungen fehlte jede Spur.

Die Sucher gingen durchs Foyer weiter zum Speisesaal, wo die

Stühle auf den Tischen standen. Hinter dem Speisesaal waren Korridore, Büroräume, der Küchenbereich und Vorratskammern. Alles wurde untersucht. Ted war nirgends.

In der Küche hatten Spinnen die Spülbecken mit Netzen überzogen, und Mäuse hatten sich in den Schränken eingenistet. Doch nun war etwas Unheimliches zu hören – ein bebendes Stöhnen, das von irgendwo im Fußboden zu dringen schien.

Justus zuckte unwillkürlich zusammen.

»Was war das?« rief Peter.

Selbst Burton war blaß geworden. Er ging zu einer Tür am Ende der Küche und öffnete sie. Justus folgte ihm und sah ihm über die Schulter. Er sah einen dunklen Schacht und nahm einen säuerlichen, dumpfen Geruch wahr.

»Der Keller«, sagte Burton. »Er wurde nie viel benutzt. Er steht immer unter Wasser, wenn die Flut hoch ist.«

Bob verschwand kurz und kam mit einem Kerzenleuchter wieder an, den er im Speisesaal gefunden hatte. Darin steckte noch ein staubiger Kerzenstummel. Burton zündete ihn an, und die drei Jungen gingen hinter ihm die Kellertreppe hinunter.

Peter, der als letzter kam, spürte ein eigenartiges Prickeln hinten im Nacken und schloß rasch zu den anderen auf.

Nun hörten sie das Geräusch wieder. Es war jetzt näher und bedrohlicher. Kurz blieben sie alle regungslos stehen. Doch dann streckte Peter den Finger aus. Da war ein Fenster hoch oben in der Kellerwand – und es war mit Brettern vernagelt, so daß nur wenig Tageslicht durch eine Ritze drang. Der Verkehrslärm von der Straße war durch dieses Fenster schwach zu hören, dazu ein metallisches Rattern und Rumpeln, und dann wieder das grauenhafte Stöhnen.

»Es ist irgendein Geräusch auf der Straße«, erkannte Peter ganz erleichtert.

Er trat ans Fenster und drückte die Bretter, die die Öffnung

verdeckten, zur Seite. Die Ritze weitete sich, und er sah hinaus auf einen schmalen, gepflasterten Bereich, der links in den Speedway einmündete.

Ein Müllwagen hatte beim Hotel auf dem Speedway gehalten; anscheinend war gerade Müllabfuhr beim Mermaid Court. Der Fahrer wuchtete eine Mülltonne auf eine Hebebühne hinten am Wagen und zog dann einen Hebel. Mit einem gräßlichen Stöhnen des Mechanismus wurde die Tonne hochgehoben und in den Wagen ausgeleert.

»Oh«, brachte Justus nur heraus. Er sah an Peter vorbei. »Also das haben wir gehört. Es ist nur die Müllabfuhr.«

Burton nickte. »In alten Häusern wie diesem hier hört man Geräusche oft verzerrt«, sagte er.

Etwas belämmert durchsuchten die drei ??? zügig den Keller und gingen dann wieder die Stufen zur Küche hinauf.

Also war Ted Stratten immerhin nicht im Untergeschoß des Hotels. Nun gingen die drei mit Burton zu dem großen Treppenhaus und stiegen ins Obergeschoß hinauf. Hier verlief ein Flur längs durch das Gebäude, und auf jeder Seite hingen halboffene Türen an defekten Angeln.

Auch da oben sahen die Jungen leere Räume voller Staub und Spinnennetzen und Spuren von Mäusen. Endlich kamen sie an eine geschlossene Tür.

»Die Prinzessinnen-Suite.« Burton wies auf ein Schild über der Tür. »Ich versuchte schon oft, diese Tür aufzubekommen. Den Schlüssel habe ich, aber er läßt sich nicht umdrehen. Wahrscheinlich ist das Schloß eingerostet. Wenn ich mich jemals entschieße, das Hotel renovieren zu lassen, werde ich die Tür wohl aufbrechen lassen müssen. Schade, denn es ist eine schöne Tür.«

Das war sie wirklich, mit geschnitzten Meeresfabelwesen, die sich an den Rändern der Holztäfelung tummelten. In der Türmitte war der Kopf eines pausbäckigen Kindes, fast ein Zwi-

ling der lachenden kleinen Nixe, die in Burtons Galerie ausgestellt gewesen war.

»Die Nixe, die ich bis vor kurzem in meinem Laden hatte, befand sich früher unten im Foyer«, sagte Burton. »Ich wünschte, ich könnte diese kleine Schnitzarbeit hier ebenso leicht abnehmen.«

»Das kann ich verstehen«, meinte Justus. »Aber wollen Sie damit sagen, daß Sie nicht in dieser Suite waren, seit Sie das Hotel kauften?«

»Nein, und ich bedaure das. Ich hörte ja, daß diese Räume eine Pracht sein sollen. Francesca Fontaine wohnte immer in dieser Suite, wenn sie nach Venice kam.«

»Und hier soll also ein Gespenst umgehen?« fragte Peter.

Burton verzog verächtlich den Mund. »Du glaubst solche Ammenmärchen? Ich nicht. Die Leute spinnen sich über alte leerstehende Bauten Geschichten zurecht, und da Francesca Fontaines Tod so geheimnisumwittert ist, ranken sich Gerüchte natürlich auch um sie. Manche behaupten sogar, sie sei noch immer hier, In diesen Räumen eingesperrt – mittlerweile ein Skelett, auf dem Bett ausgestreckt. Ich hörte, sie habe sich zuletzt völlig von der Umwelt abgeschlossen und den Hotelier dafür bezahlt, daß er sie versteckt hielt, und sie sei dann hier gestorben, eine dem Wahnsinn Verfallene . . .« Clark Burton hielt inne, und die Jungen erschauerten, als sei es auf dem Flur plötzlich eiskalt geworden.

»Das ist alles Unsinn!« redete Burton weiter. »Ich sah durch die Fenster, als die Handwerker hier die Eisengitter anbrachten. Die Prinzessinnen-Suite ist nicht anders als die übrigen Räume des Hotels. Sie ist leer.«

Burton und die Jungen gingen weiter zum Dachgeschoß. Hier gab es keine vergitterten Fenster. Viele Zimmertüren entlang dem Mittelgang standen offen.

»Hier sind wir dreizehn Meter über dem Hof«, sagte Burton.

»Niemand könnte sich hier Zugang verschaffen.«

»Gibt es über uns noch einen Speicher?« fragte Justus.

»Nein, nur noch das Dach, und das ist nicht dicht.«

Sie suchten trotzdem – wieder nichts, außer leeren Räumen voll Widerhall. In einer Ecke führte ein Schacht von diesem obersten Stockwerk zu dem Küchenbereich ganz unten.

»Ein Speisenaufzug«, erklärte Burton. »Er wurde dazu benutzt, Tablets mit Essen von der Küche heraufzuschicken.«

Die Hebevorrichtung fehlte nun, und der Schacht war leer. Burton versicherte den Jungen, daß die Polizisten mit Handlampen hinuntergeleuchtet hatten.

Die vier gingen langsam die Treppen hinunter und in die Sonne hinaus. Regina Stratten wartete im Innenhof. Sie sah magerer aus, und ihre Augen erschienen unverhältnismäßig groß.

»Ihr habt das Hotel abgesucht«, sagte sie. »Ihr dachtet, hier könnte Ted vielleicht sein, aber es ist nicht so. Doch ihr seid auf der richtigen Spur. Er ist hier in der Nähe und hält sich versteckt. Ich glaube, ich weiß, was mit ihm passiert ist. Er hat was verbochen, und da ist er losgelaufen zum Speedway, oder vielleicht sogar zur Pacific Avenue. Tiny lief hinterher und wurde von einem Auto überfahren, und da glaubte Ted, das sei seine Schuld. Deshalb ist er nicht wieder heimgekommen und hat sich irgendwo versteckt. Hören Sie, er machte immer das nach, was er im Fernsehen sah oder aus Büchern hörte. Wissen Sie, was er letzte Woche gesehen hat? Einen alten Film, ›Der kleine Flüchtling‹.«

»So?« sagte Clark Burton dazu.

»Er handelt von einem kleinen Jungen, der glaubt, er habe seinen Bruder getötet. Er läuft weg von New York nach Coney Island und haust dort unter der hölzernen Strandpromenade über dem Sand.« Doch dann war Regina Stratten

wieder ganz niedergeschlagen. »Nur haben wir hier keine solche Promenade«, sagte sie bedrückt, »und die Polizei hat auch schon unter dem Pier gesucht. Aber es wäre durchaus möglich, daß er irgendwo hingelaufen ist und sich versteckt hat, nicht?«

»Natürlich, Regina«, versicherte ihr Clark Burton. »Er wird schon nach Hause kommen, wenn ihn der Hunger plagt.«

Damit ging Burton zielstrebig zu seiner Galerie zurück.

»Aber er muß inzwischen ganz ausgehungert sein«, sagte Regina verzweifelt. »Er ist nun schon zwei Tage weg.«

Langsam ging sie zur Buchhandlung zurück. Peter sah hinauf zur Mermaid-Galerie. Burton hatte noch nicht wieder geöffnet. Auf dem Schild am Eingang stand noch immer GESCHLOSSEN.

»Burton will irgendwo hin«, prophezeite Justus. »Diese Geschichte von dem kleinen Jungen und der Holzpromenade hat ihn auf einen Gedanken gebracht. Ist euch nicht aufgefallen, wie er plötzlich anders aussah? Da hatte er garantiert eine glänzende Idee.«

»Weit kann er noch nicht gekommen sein«, meinte Bob. Er sauste los in Richtung Ocean Front, dann um die Ecke zur Nordseite des Hofes. Sekunden später war er zurück.

»Gerade ist er zur Hintertreppe der Galerie heruntergekommen! Kommt mit!«

Die Jungen eilten zur Rückseite des Mermaid-Hotels. Sie bekamen gerade noch mit, wie Burton in einem schnittigen grauen Jaguar aus einer Garage fuhr.

»Zu blöd, er nimmt den Wagen!« rief Peter. »Wie sollen wir ihn jetzt verfolgen?«

»Ich wüßte schon, wie.« Justus streckte die Hand aus.

Morton kam in dem Transporter den Speedway entlangefahren. Bei den drei ??? hielt er an. »Es wird spät«, rief er. »Wollt ihr nicht lieber . . .«

Die Jungen ließen ihn nicht ausreden. Flugs stiegen sie in den Transporter, und Justus zeigte auf den Jaguar vorn. »Clark Burton fährt irgendwohin, und wir müssen ermitteln!«

»Sehr wohl, die Herrschaften«, entgegnete Morton. »Wir werden ihn nicht aus den Augen verlieren, seid unbesorgt.«

Mit kreischenden Reifen fuhr der Transporter los.

Burtons Jaguar bog nach Osten ab, fuhr einen Häuserblock entlang und dann nach Norden in Richtung Santa Monica. Morton legte zu und behielt den Jaguar im Auge.

In Santa Monica raste der Jaguar die abschüssige Strecke vom Steilufer zum Strand hinunter. Etwa vierhundert Meter nördlich vom Pier fuhr Burton auf einen Parkplatz. Morton bog erst in den nächsten Parkplatz ein.

Die Jungen stiegen nicht aus. Von ihrem Standort aus konnten sie Burtons Wagen gut beobachten. Sie sahen, wie der Schauspieler ausstieg und auf den Pier zuging.

»Also so ist das!« ging es Justus auf. »Der kleine Junge in dem Film versteckte sich unter einer erhöhten Strandpromenade, und wenn wir hier so etwas nicht haben, so gibt es bei uns doch Piers. Die Polizei erwähnte den Pier von Venice Mrs. Stratten gegenüber, aber nicht den Pier von Santa Monica, also sieht Burton hier eine Möglichkeit.«

»Aber es ist doch so weit von Venice!« rief Bob. Burton kroch jetzt geduckt unter den Pier. »Wir sind doch ein ganzes Ende gefahren!«

»Ist das denn zuviel für ein springlebendiges Kind?« fragte Justus.

»Hört mal, wenn Ted da unten ist, soll dann ausgerechnet Burton das entdecken?« äußerte Peter seine Besorgnis. »Mir ist dieser Bursche einfach nicht geheuer, und . . . und . . . da, seht mal!«

Burton war ganz schnell wieder unter dem Pier hervorgekommen. Ein magerer Mann mit rotem Gesicht und zerlumpter

Kleidung war hinter ihm her. Der Penner schwenkte drohend eine Weinflasche durch die Luft. Aber Burton war ein recht sportlicher Läufer. Er rannte zu seinem Jaguar, riß die Tür auf und war mit einem Satz im Wagen. In der nächsten Sekunde brauste der Jaguar los, zurück zur Autobahn.

Justus merkte, wie Morton lautlos in sich hineinlachte. Er brauchte einige Zeit, um sich wieder zu fassen. »Ich habe oft gehört«, sagte Morton, »daß Mitbürger eines speziell interessanten Typs unter dem Pier von Santa Monica logieren. Wir dürfen annehmen, daß Mr. Burton das nun auch weiß.«

»Moment mal«, raunte Peter. Er stieg aus und lief zu dem Landstreicher hin. Der Mann schwankte ein wenig und führte ein Selbstgespräch.

»Entschuldigen Sie, Mister«, sagte Peter.

Der Penner richtete mit einiger Mühe den Blick auf Peter.

»Wir suchen ein Kind«, fuhr Peter fort. »Einen Jungen, etwa so groß, und er wird seit zwei Tagen vermißt.«

»Hab' ich nicht gesehen«, antwortete der Mann. »Kinder können wir hier nicht gebrauchen. Und wenn mal eines herkommt, schicken wir's weg.«

»Vielen Dank.« Peter nickte höflich.

Der Penner drehte sich um und ging mit unsicherem Schritt wieder zu seiner Behausung unter dem Pier. Peter kam zum Transporter zurück. »War ja ganz interessant, aber gebracht hat's uns nichts«, beklagte er sich.

»So würde ich es nicht ausdrücken«, sagte Justus besänftigend. »Wir wissen jetzt, daß auch Clark Burton sich fragt, wo Ted wohl steckt, und vielleicht möchte er Ted als erster finden. Sonderbar. Warum dann so geheimnisvoll tun? Der Mann ist mir ein Rätsel. Wir müssen wohl erst das Rätsel Clark Burton lösen, ehe wir anfangen können, das Rätsel vom Verschwinden des kleinen Ted Stratten zu lösen!«



O ja, das kann man wohl sagen . . . Den aufmerksamen Leser dürfte hier vor allem die Frage bewegen, warum Clark Burton Ted finden möchte. Will er damit etwas für ihn Belastendes verhindern oder unterbinden? Das riecht nach neuer Gefahr für den kleinen Ted.

Justus läßt die Meute los

Am nächsten Morgen waren die drei ??? frühzeitig am Strand. Regina Stratten war nicht da, aber ihr Vater schritt in der Nähe der Buchhandlung auf der Ocean Front auf und ab.

»Ich habe Regina geraten, heute zu Hause zu bleiben«, sagte Mr. Finney. »Sie ist vollkommen fertig. Eine Nachbarin kümmert sich um sie – die gleiche Frau, die unsere Wohnung im Auge behält, falls Ted dort auftauchen sollte.« Er sah ganz verzweifelt aus. »Nun sind es schon drei Tage. Ich bin nahe daran, die Hoffnung aufzugeben. Ted kann doch nicht allein zurechtkommen. Er ist nicht dumm, aber er ist erst fünf!«

»Ja, Sir.« Justus räusperte sich. »Mr. Finney, man hat doch den Hund seziert. Wissen Sie, was dabei festgestellt wurde?«

»Leider nichts von Bedeutung«, antwortete Charles Finney.

»Tiny erhielt einen Schlag gegen den Kopf und an die Schulter, aber diese Verletzungen waren nicht sehr schwer. Die eigentliche Todesursache war Herzversagen. Der Hund war schon alt, und manchmal ist ein schwerer Schock auch für ein Tier zuviel, genau wie bei alten Menschen.«

Mr. Finney ging in seinen Laden, und die Jungen machten sich an ihr Tagewerk.

Sie hatten einen Plan – und sie hatten ihre Walkie-talkies. Justus, der technische Tüftler, hatte drei kleine Radiogeräte zusammengebastelt, die ähnlich wie käufliche Sprechfunkgeräte arbeiteten, nur mit geringerem Sendebereich. Die Jungen konnten damit sowohl senden als auch empfangen. Nun gab Justus ein Gerät an Bob und eines an Peter aus; eines behielt er selbst. Dann ging Bob zu seinem Posten in einem Gebüsch am Straßenrand gegenüber Mooch Hendersons Haus.

»Wir müssen ein für allemal herausfinden, ob Mooch irgendwie in Teds Verschwinden verwickelt ist«, hatte Justus an diesem Morgen gesagt. »Und wir müssen ergründen, welche Verbindung zwischen dem Mann, der bei Mooch wohnt, und Clark Burton besteht.«

Peter und Justus nahmen ihre Wache an einem Tisch vor dem Café auf. Von hier aus konnten sie die Fenster von Clark Burtons Wohnung sehen.

»Die Jalousien sind noch geschlossen«, stellte Peter fest. »Er hält es wohl nicht mit ›Morgenstund hat Gold im Mund‹.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß er nur von den Einkünften aus der Galerie lebt«, meinte Justus. »An den Mieteinnahmen aus den Wohnungen und Läden in Mermaid Court verdient er sicherlich mehr. Die Galerie ist wahrscheinlich sein Hobby.«

In diesem Augenblick wurde an einem der Fenster die Jalousie hochgezogen, und Burton blickte hinaus. Er sah Justus und Peter, zögerte einen Augenblick und winkte dann.

Die Jungen winkten zurück.

»Wir sind nicht zu übersehen«, sagte Peter. »Bald wird er kapieren, daß wir ihn beobachten.«

»Wir beobachten doch nicht unbedingt *ihn*«, gab Justus zurück. »Mrs. Stratten hat uns aufgetragen, ihren Sohn zu fin-

den, und wir müssen hier gründlich ermitteln, um an dieses Ziel zu gelangen.«

Tony Gould kam mit seinem Schreibblock aus dem Café.
»Was soll's denn sein?«

In diesem Augenblick kam über Justus' und Peters Walkietalkie Bobs Stimme herein. »Justus! Peter! Mooch ist gerade weggegangen, und der andere Bursche hat schon vor zehn Minuten das Haus verlassen. Jetzt ist niemand mehr da.«

»Was redet ihr da?« fragte Tony Gould.

Justus grinste. »Peter träumt von einer Karriere in der Gastronomie. Brauchen Sie etwa einen Aushilfskellner?«

Peter warf Justus einen bitterbösen Blick zu. »Hör mal, seit wann . . .«

»Hast du eine Lohnsteuerkarte?« unterbrach ihn Tony Gould. Erleichtert schüttelte Peter den Kopf. »Dann hab' ich wohl keine Chance bei Ihnen, wie?«

»Na, das Papier könntest du dir leicht besorgen«, meinte Tony Gould. »Ich könnte wirklich Hilfe gebrauchen, und zwar sofort.«

Peter machte ein langes Gesicht. »Das zahl' ich dir noch heim, Freundchen«, zischte er Justus an.

Tony ging wieder ins Café.

»Überleg doch, daß du dabei nicht schlecht verdienst«, sagte Justus. »Vor allem aber wird es Burton eine Erklärung liefern, falls er einen Verdacht hegt. Ich werde mal losgehen und mit Bob reden. Bis später dann.«

Justus ging schnell um Mermaid Court herum nach hinten und überquerte den Speedway.

Bob wartete schon auf ihn. Er saß auf dem Bordstein gegenüber Moochs Haus.

»Mooch ist zu Fuß weggegangen«, berichtete Bob. »Ich wollte ihm nachgehen, aber da dachte ich, daß wir vielleicht mehr erfahren, wenn ich hierbleibe. Im Hof müssen zur Zeit fünf

oder sechs Hunde sein. Wenn sie alle bellen, hört es sich an wie ein Hundeparlament.«

»Du bleibst also hier, gute Überlegung«, sagte Justus. »Wenn jemand kommt, dann gibst du mir über das Walkie-talkie Bescheid. Ich gehe jetzt rein.«

»Mooch hat aber abgeschlossen«, wandte Bob ein.

»Irgendwie schaffe ich das schon. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.« Damit hatte Justus recht. An der Ostseite des Hauses, vom Speedway abgewandt, befand sich ein Schiebefenster, das nicht verschließbar war. Der Rahmen war alt und morsch, und der Riegel war längst abgebrochen. Justus schob lautlos den Schiebeteil hoch und zwängte sich durch die Öffnung. Er hoffte, die Hunde würden ihn nicht hören.

Nun war er in einem Raum, der einmal das Eßzimmer des Hauses gewesen sein mochte. Ein häßlicher Kronleuchter hing an einer Kette von der Deckenmitte. Eine eingebaute Anrichte an einer Wand war silberfarben gestrichen. Doch außer einigen zerfledderten Zeitschriften auf dem Holzfußboden gab es hier nichts – nicht einmal einen Tisch und Stühle.

Justus ging nach hinten in die Küche. Er sah einen Tisch mit benutztem Geschirr, ein Spülbecken mit noch mehr schmutzigem Geschirr, Müllsäcke und Kisten mit Hundefutter. Und ein Gestank war hier drin! Die Tür, die zum Hof ins Freie hinaus führte, war so verklemmt, daß sie sich nicht schließen ließ. Sie war daher mit einer Drahtschlinge um den Knauf an einem Nagel im Türrahmen eingehängt. Justus rümpfte die Nase und ging im Haus nach vorn, wobei er achtgab, daß er nichts anfaßte.

Im vorderen Raum stand ein Ledersofa, das besser zu einem Wartesaal der Bahn gepaßt hätte. Auf einem runden Tisch mit Glasplatte lagen Hundeleinen und Exemplare der Lokalzeitung von Santa Monica herum. Mit Farbstift waren Anzeigen über entlaufene Hunde gekennzeichnet.

Justus ging treppauf ins Obergeschoß. Bei einer raschen Durchsuchung des Schlaf- und Badezimmers fand er Berge schmutziger Wäsche vor, sonst jedoch nichts von Belang.

Es gab kein Dachgeschoß, keinen Keller – und keine Spur von Ted Stratten. Und sollte der wählerische und vorsichtige Clark Burton mit den beiden jungen Männern, die hier hausten, Verbindung haben, so wäre es schwer vorstellbar, welcher Art diese sein könnte, außer daß er sie vielleicht hin und wieder etwas für ihn erledigen ließ.

Aber was?

Justus fühlte sich in dieser Umgebung abgestoßen und deprimiert. Gerade wollte er wieder gehen, da hörte er Bobs Stimme über das Walkie-talkie. »Justus, Mooch kommt die Straße entlang!«

Justus hastete ins Eßzimmer. Durchs Fenster sah er Mooch, der sich von der Pacific Avenue her näherte. Er erschrak heftig, denn er erkannte, daß er nicht ungesehen das Fenster wieder öffnen und hinaussteigen konnte.

»Mann, Justus, mach schnell!« drängte Bob.

Justus flitzte zur Küchentür zurück. Auf der Veranda vorn am Haus waren Schritte zu hören. Verbissen fummelte der Erste Detektiv an der Drahtschlinge herum, mit der die Hintertür eingehängt war. Gleich darauf war die Tür offen, und Justus trat auf die hintere Veranda hinaus.

Die Hunde im Hof stimmten schlagartig ein wüstes Gebell an. »Was ist denn hier los?« brüllte Mooch vorn am Haus. Seine Schritte waren schon an der Ecke zu hören. Justus wußte nach einem Blick, woran er hier war. Der Hof war von einem brusthohen Bretterzaun umschlossen. Justus erkannte, daß er ihn nicht rasch genug erklimmen konnte, um auf diesem Weg zu flüchten. Das einzige Tor im Zaun führte auf die Einfahrt an der Seite des Hauses. Und darauf kam Mooch schnurstracks zu! Justus saß in der Falle!

Er sah nur einen Ausweg. Er lief zu den Hundezwingern hinten im Hof.

»He, du!« schrie Mooch von der Einfahrt herüber. Ohne erst das Tor aufzuriegeln, flankte Mooch über den Zaun in den Hof.

Justus war bei den Zwingern angelangt. Schnell schob er den Riegel an der Tür des ersten Käfigs auf. Der Schäferhund drinnen, der völlig außer sich war, machte einen Satz. Die Tür flog auf, und der Hund war frei.

»Los, wieder da rein!« schrie Mooch den Hund an.

Justus trat vorsichtig an den zweiten Zwinger und öffnete auch hier die Tür. Ein zweiter Hund machte mit irrsinnigem Gebell einen Sprung in die Freiheit. Er blieb kurz stehen und musterte den Schäferhund. Dann ging er auf ihn los. Das Knurren und Kläffen waren ohrenbetäubend, und Mooch tanzte um die kämpfenden Hunde herum und brüllte wie irr.

Justus öffnete den dritten Zwinger, den vierten.

Mooch verlor den Kopf und versuchte, die ineinander verbissenen Tiere zu trennen. Prompt handelte er sich selbst zwei Bisse ein.

Bob spähte blaß und voller Angst über den Zaun. Dann öffnete er das Tor zwischen dem Hof und der Zufahrt. Und jetzt wälzte sich das Knäuel kämpfender Hunde – ein Chaos aus Jaulen, Knurren, Zuschnappen, Hochspringen – auf das offene Tor zu.

Mooch schrie schrill auf und packte zu, wich aus, fuchtelte hilflos herum. Der Schäferhund zog sich aus dem Getümmel zurück und trollte sich aus dem Hof.

Plötzlich war der Kampfgeist der Meute verfliegen. Vier Hunde brachen zum Speedway hin aus und rasten in alle Himmelsrichtungen los. Mooch lief ein Stück hinterher, piff und rief und versuchte erst diesen, dann jenen Hund zu verfolgen.

Bob saß auf dem Bordstein und schüttelte sich vor Lachen. Genau da kam der Kleinlaster, der Moochs Mitbewohner gehörte, den Speedway entlangefahren.

Der junge Mann hielt an und sprang aus seinem Wagen. Er versuchte einem der Hunde den Weg abzuschneiden, ließ es aber bleiben, als zwei Streifenwagen der Polizei in die Straße einbogen.

Da lief Mooch los. Er sprang über Gartenzäune und Sträucher und verschwand durch den Hof des Nachbarhauses.

Der andere Mann rannte, nicht weniger fix, in die entgegengesetzte Richtung.

Die Hunde waren auf und davon, aber einige Nachbarn waren nun auf ihre Veranda herausgetreten und sahen sich das verlassene Schlachtfeld an. Die Polizisten stiegen aus ihren Autos.

Justus war außerordentlich zufrieden, als er und Bob sich unauffällig trollten. Was sie auch angerichtet hatten – zumindest hatten sie Mooch das Geschäft mit den gestohlenen Hunden gründlich vermässelt.

Ein verborgener Schatz!

Justus trennte sich von Bob an der Nordseite von Mermaid Court, damit Bob den Hinterausgang und die Stufen zu Burtons Galerie überblicken konnte. Justus ging um das Gebäude herum in den Innenhof. Peter saß am Rand der Cafétterasse. »Mir ist ein Tablett mit Geschirr runtergefallen«, meldete

Peter frohlockend. »Jetzt meint Tony Gould, seine Hilfskraft müsse mehr Erfahrung mitbringen.«

»Das hast du absichtlich getan!« warf ihm Justus vor.

»Nein, es war ein Unfall. Aber es reut mich nicht.«

Über dem Wollegeschäft ging eine Tür auf. Miß Peabody trat auf ihren Balkon heraus und sah herunter. »Ich möchte mich mit euch Jungen unterhalten.«

Justus und Bob tauschten einen fragenden Blick; dann erklimmen sie die Stufen zum Balkon. Miß Peabody wartete an der Tür und bat die beiden herein.

Im Wohnzimmer saß Mr. Conine in einem hochlehnigen Sessel und blickte mit Genugtuung über den Hof. Er beobachtete Clark Burtons Fenster.

»Da unten im Hof fällt ihr viel zu sehr auf«, sagte Miß Peabody. »Wenn ihr Clark Burtons Galerie überwachen wollt, warum seid ihr dann nicht gleich hierhergekommen?«

Justus und Peter machten große Augen. Die beiden Alten schienen ihren Spaß an der Sache zu haben. Und es war nicht zu übersehen, daß sie hofften, Burton würde bei irgendeiner Untat ertappt.

»Sie mögen ihn wohl wirklich nicht«, meinte Peter.

»Wie kann man Burton mögen?« erwiderte Conine. »Er ist doch gar nicht richtig da.«

Da war es wieder – diese Beobachtung, daß Burton offenbar ein Mann war, dessen ganzes Leben wie auf der Bühne dargestellt war – ein Stück Rollenspiel.

Justus blickte zum Fenster hinaus. Er konnte Burton in seiner Galerie sehen. Gerade kam er mit einer Tasse aus der Küche.

Dann faßte Justus das alte Hotel hinten am Hof ins Auge. Er sagte sich, es müsse doch interessant sein zu erfahren, was Miß Peabody über das Hotel dachte.

»Sonderbar«, meinte er, »daß Mr. Burton gar nichts aus dem Mermaid-Hotel gemacht hat.«

»Dort soll es ja spuken«, entgegnete Mr. Conine. Er hatte das schon zuvor behauptet. Die Jungen vermuteten, daß er die Vorstellung, es könne in nächster Nähe einen Geist geben, ganz reizvoll fand. »In der Nachbarschaft wird getratscht, daß dort Francesca Fontaines Geist umgeht.« Er seufzte. »Sie war ja so schön!«

Ehe Mr. Conine ins Schwärmen kam, stieß Miß Peabody einen wegwerfenden Laut aus. Das nahm ihm den Wind aus den Segeln.

»Dürr wie eine Bohnenstange war sie«, erklärte sie, »und nie trug sie anständige Unterwäsche. Und ich glaube nicht, daß Clark Burton ausgerechnet auf ein Gespenst Rücksicht nehmen würde! Er hat irgendwelche anderen Gründe, wenn er das alte Hotel nicht zu einer neuen Geldquelle umwandelt!«

»Aber was für Gründe könnten das sein?« fragte Justus. »Es muß doch eine recht wertvolle Immobilie sein, hier am Ort und mit Blick aufs Meer. Wenn er das Geld zum Renovieren nicht hat, könnte er es doch bestimmt auftreiben. Mermaid Court ist ja ohne Frage eine lohnende Investition.«

»Liebes Kind, man kann den Verstand darüber verlieren, Clark Burton zu enträtseln.« Miß Peabody schüttelte den Kopf. »Ein sonderbarer Zeitgenosse.«

Justus legte keinen Wert darauf, »liebes Kind« genannt zu werden, aber er bezwang seinen Ärger. Er setzte eine entschlossene Miene auf.

»Die Fenster im Dachgeschoß des Hotels sind nicht vergittert«, sagte er. »Ich frage mich, ob der Zugang möglich wäre, wenn wir es vom Dach dieses Gebäudeteils hier versuchen.« Peter war völlig verdutzt. »Wozu das? Wir haben den alten Bau doch schon durchsucht.«

»Wir waren aber nicht in der Suite, wo Francesca Fontaine immer wohnte«, erinnerte ihn Justus.

»Das sind die Räume, in denen es spukt«, sagte Mr. Conine.

»Schaut mal, dort. Seht ihr diese Fenster im ersten Stockwerk – die am Nordende des Hauses? Gleich neben der Galerie? Das waren die Fenster der Fontaine, und dort sehe ich manchmal, wenn es dunkel ist, Lichter, die sich bewegen.«

»Sie sehen Lichtreflexe von der Ocean Front her, sonst nichts«, mischte sich Miß Peabody ein.

Mr. Conine überhörte das geflissentlich. »Wenn ihr wollt«, schlug er den Jungen vor, »gehe ich hinüber und fange eine Unterhaltung mit Burton an. Ich werde ihn so bei der Stange halten, daß er nicht aus dem Fenster sieht, während ihr von meinem Dach aus in sein Hotel einsteigt.«

»Danke, Mr. Conine!« Justus hatte bereits Feuer gefangen.

»Ich werde hier Wache halten«, erbot sich Miß Peabody.

»Wenn ihr in einer Stunde nicht zurück seid, werde ich Mr. Conine und Mr. Finney bitten, nach euch zu sehen.«



Zuweilen versteckt sich ein Gespenst – wie Abergläubische behaupten – in einem sogenannten Spukhaus, zuweilen versteckt jemand ein ›Skelett im Schrank‹ (wie die Engländer es so treffend nennen). O ja, verstecken läßt sich viel . . .

Und wenn es dunkel ist, muß der Betreffende in diesem Versteck natürlich Licht machen, um etwas zu sehen. Zu dumm nur, daß dann auch andere von draußen jenes Licht sehen können. Eine gewisse Nachlässigkeit – wozu gibt es schließlich dichte Jalousien oder ganz dicke Vorhänge?

Munter ging Mr. Conine los. Bald waren er und Clark Burton in der Galerie ins Gespräch vertieft. Burton stand mit dem Rücken zum Fenster.

»Los, gehen wir«, forderte der Erste den Zweiten Detektiv auf.

»Bist du sicher, daß das eine gute Idee ist?« Peter war beunruhigt. »Und wenn es im Haus nun tatsächlich spukt?«

»Du glaubst doch nicht an Gespenster, Peter, oder?« gab Justus lachend zurück.

Peter hatte seine Zweifel, als sie von Miß Peabodys Hintertür auf den Treppenabsatz hinaustraten. Sie stiegen auf das Dach und krochen dort über Mr. Conines Wohnung entlang bis zu der Mauer des alten Hotels. Solange die Jungen sich geduckt auf der abgewandten Seite des Giebeldaches hielten, waren sie von der Galerie aus nicht im Blickfeld.

Die Fenster im Dachgeschoß des Hotels lagen nur wenig oberhalb Mr. Conines Dach. Die Jungen spähten über den Dachfirst und sahen, daß Conine und Burton sich noch immer eifrig unterhielten. Peter richtete sich auf und stieg auf den Dachfirst. Er streckte den Arm aus und fingerte an einem Fenster herum.

Es ließ sich öffnen, obschon es nur widerwillig und ächzend nachgab. »Nicht mal richtig geschlossen!« stellte Peter fest. Er stieg in das Hotelzimmer ein und streckte dann die Hand aus, um Justus über den Fenstersims zu helfen.

Da sie im Dachgeschoß schon in alle Räume geschaut hatten, gingen sie gleich zur Treppe und ins darunterliegende erste Stockwerk. Peter ergriff den Knauf an der Tür der Prinzessinnen-Suite. Er ließ sich drehen, aber die Tür ging nicht auf. Auch als Peter sich mit voller Wucht dagegenwarf, gab sie keinen Millimeter nach.

Justus zog die Brauen zusammen und trat zurück. »Wir sind hier über der Küche«, sagte er. »Oder vielleicht über den Vorratsräumen. Und wir sind unter dem Eckzimmer im Dachgeschoß, dem mit dem Speisenaufzug!« Er grinste. »Der Schacht muß genau durch die Prinzessinnen-Suite verlaufen,

gleich an der anderen Seite dieser Wand hier. Und es wäre doch unlogisch, nicht wahr, einen solchen Schacht anzulegen und in der Suite keine Öffnung einzubauen?«

»Mann, du hast recht!« rief Peter.

Sie gingen wieder treppauf und fanden den Speisenaufzug, wie ihn Justus in Erinnerung hatte. Als sie die kleine Tür am Schacht öffneten und hineinschauten, war alles dunkel. Aber sie konnten erkennen, daß im Innern die Balken des Gebäudes freilagen.

»An den Querbalken können wir den Schacht hinunterklettern«, sagte Peter, »wie auf einer Leiter.«

Er zwängte sich durch die enge, niedrige Tür und begann langsam mit dem Abstieg. Vorsichtig tastete er nach Halt für die Füße und hielt sich an hervorstehenden Balken fest. Justus sah von oben zu.

Bald war Peter am Ziel. Er fand die kleine Tür im ersten Stockwerk und stieß mit dem Fuß dagegen, und sie schwang auf. Peter schlüpfte aus dem Schacht in eine leere, verstaubte kleine Kammer. Dann steckte er den Kopf wieder in die Schachtöffnung und sah hinauf.

»Alles klar!« rief er. Unbewußt senkte er dann die Stimme zu einem Flüstern. »Komm runter.«

Justus erschrak. Für ihn war der Zugang zum Schacht reichlich eng, und als er sich hineinzwängte, spürte er, wie etwas zerriß. Er kümmerte sich nicht weiter darum und begann sich in kleinen Schüben hinunterzulassen. Die Stützpunkte für Hände und Füße benutzte er ebenso wie Peter, aber es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, bis er das Stockwerk darunter erreicht hatte. Er spürte, daß er bei jeder Bewegung Spinnweben und Staub einatmete.

»So geht's, wenn man beim Pizzaessen nicht rechtzeitig aufhört«, flüsterte Peter in den Schacht.

Justus warf ihm einen stummen, finsternen Blick zu. Inzwi-

schen hatte er die kleine Türöffnung erreicht und zwängte sich durch in Francesca Fontaines Suite.

Die beiden waren nun in einem kleinen Vorraum. Das einzige Licht kam durch eine kleine Glasscheibe, die in eine altmodische Schwingtür eingesetzt war. Peter wies auf diese Tür. »Dahinter müssen die übrigen Räume liegen.« Wieder flüsterte er. Flüstern schien an diesem längst verlassenem Ort angemessen.

Justus drückte gegen die Schwingtür, und sie öffnete sich.

Er hielt den Atem an.

Peter blickte ihm über die Schulter, und ganz leise sagte er: »Gibt's denn so was?«

Hier lag kein Staub, hier hing kein dumpfer Modergeruch in der Luft. Ein schwacher Lufthauch kam aus einer verborgenen Öffnung und bauschte die Vorhänge an den Fenstern ein wenig. Es waren sehr schöne Vorhänge, schwer und füllig und dunkel. Sie ließen nur Dämmerlicht in den Raum, aber die Jungen konnten genug sehen. Und so standen sie hingerissen vor Kommoden, auf denen silberne Leuchter, silberne Schalen und Kelche mit Kristallgefäßen um die Wette funkelten. An den Wänden hingen wunderschöne Bilder – Blumen, ein Bergsee, ein Hafen mit Schiffen, deren hohe Masten im Sonnenuntergang golden leuchteten, und ein Gemälde mit Kindern, die auf einer Wiese spielten.

»Und hier«, sagte da eine eigenartig gedämpfte Stimme. »Was halten Sie davon?«

Peter fuhr zusammen und griff nach Justus' Arm. Das war Clark Burtons Stimme!

»Herrlich!« Das war nun Mr. Conine. »Ich gebe zu, daß ich von moderner Kunst nichts verstehe, aber diese Stofftapeten gefallen mir. Abstrakte Muster machen sich gut auf einer Wandbespannung.«

Die Jungen standen noch immer stocksteif da. Dann blickten

sie sich vorsichtig im Raum um. Überall gab es Schätze zu sehen – Porzellan und Orientteppiche und zierliche Stühle und schöne Truhen aus Eben- und Rosenholz. Doch von Burton oder Conine war nichts zu sehen.

»Es ist fast eine Sünde, etwas Derartiges zu verkaufen«, sagte Burton.

Justus und Peter entspannten sich. Die Stimmen kamen natürlich aus dem angrenzenden Raum – gleich hinter dieser Wand lag nämlich die Mermaid-Galerie!

»Das ist der Nachteil bei diesem Beruf«, sprach Burton weiter, »daß man die Dinge, die einem am besten gefallen, verkaufen muß.«

Justus trat näher an die Wand, hielt dann aber inne. Sein Blick war auf eine mit eigenartigem Schnitzwerk verzierte alte Truhe gefallen. Auf dem Deckel wanden sich Drachen, und Einhörner und Greife standen einander auf den Seitenwänden gegenüber. Fasziniert hob Justus den Deckel.

Hinter Justus zog Peter fassungslos die Luft ein.

In der Truhe war Geld. Bargeld, in Stapeln. Bündel von Zehn- und Zwanzigdollarscheinen. Auch Fünfziger und Hunderter, alle zu sauberen Päckchen sortiert und mit Papierstreifen gebündelt wie in der Bank.

»Ja, es war nett, daß Sie mich besuchten, Mr. Conine«, sagte Burton. Man hörte deutlich heraus, daß er seinen Besucher loswerden wollte. »Es tut mir leid, daß ich nicht oft Zeit für einen nachbarlichen Plausch habe, aber es war schön, daß Sie mal hereinschauten.«

Stühle wurden über den Fußboden gerückt. Dann hörten die Jungen Schritte hinter der Wand, als Conine und Burton in unverbindlicher Unterhaltung zur Tür der Galerie gingen.

Behutsam schloß Justus den Deckel der Schatztruhe. Er hielt den Kopf schräg und horchte.

Hinter der Wand schlug die Glocke am Türrahmen der Gale-

rie an. Mr. Conine war also weggegangen. Dann schritt Clark Burton durch den Raum und rückte die Stühle wieder zurecht.

Justus trat von der Wand zurück und winkte Peter zu sich. Sie stahlen sich geräuschlos durch den prachtvoll ausgestatteten Raum zu dem kleinen Vorzimmer, in das sich der Schacht des Speisenaufzugs öffnete.

»Hast du das viele Geld gesehen?« fragte Peter.

»Wie sollte das mir entgangen sein?« gab Justus zurück.

»Aber ich begreife das nicht, Justus. Warum hat man das ganze Zeug nicht hinausgeschafft, nachdem Francesca Fontaine verschwand oder starb oder was auch immer?«

»Das alles gehörte vielleicht gar nicht ihr, Peter. Ich vermute, Clark Burton hat uns auch hier etwas vorgeflunkert. Ich denke doch, daß ich mich recht erinnere, wie er sagte, das Hotel sei leer gewesen, als er es kaufte . . .«

Justus brach jäh ab. Die Jungen hörten ein neues Geräusch, ein leises Klicken, als sperre jemand im Nebenzimmer eine Tür auf.

»Er kommt hierher!« rief Peter entsetzt.

Fast in Panik kroch er in den Speisenaufzug und begann in das Dachgeschoß hochzusteigen.

Justus wartete, bis Peter ein Stück vorangekommen war, und machte sich dann ebenfalls auf den Fluchtweg. Er quetschte sich in den Schacht, zog die Tür hinter sich zu und arbeitete sich langsam hoch.

Der Schacht war eng. Justus sagte sich, daß er ausgeschlossen auch nur ein Gramm zugenommen haben konnte, seit er vor ein paar Minuten heruntergekommen war. Doch nun kam er noch mühsamer voran. Die Luft war dumpfer, die Wände waren rauher, und Justus blieb immer wieder mit den Kleidern hängen.

Unten war das Geräusch einer sich knarrend öffnenden Tür

zu hören. Es war die Schwingtür zwischen dem Raum mit den Reichtümern und dem kleinen Vorzimmer. Clark Burton war also schon da, genau unter ihnen! Nun blickte er wohl in das kleine Zimmer. Vielleicht horchte er und wunderte sich. Justus erstarrte. Würde Burton an den Speisenaufzug denken? Würde er das Türchen öffnen?

Justus wurde es in dem Schacht immer heißen Wie gelähmt wartete er darauf, daß Burton ihn aufspüren würde. Es knarrte noch einmal. Justus standen die Haare zu Berge.

Aber es war nicht die Tür zum Schacht, die aufging. Es war die Schwingtür, die sich schloß! Justus ahnte, daß Burton nun wieder durch die Schatzkammer wegging. Er stieß langsam den angehaltenen Atem aus.

Über Justus hatte Peter das zweite Stockwerk erreicht. Er schlüpfte aus dem Schacht und wandte sich dann um, um seinem Freund zu helfen. Justus war noch immer ziemlich weit unter Peter. Er griff nach einem Balkenende weiter oben, um sich hochzuziehen. Da brach das Holz mit einem trockenen Knacken. Ein Stück fiel ihm auf den Kopf und rutschte an seiner Seite herunter. Justus zog erschrocken die Luft ein.

Er versuchte, nach einem noch höheren Griff zu angeln, aber nun konnte er sich überhaupt nicht mehr bewegen. Etwas hinter ihm piekte ihn in die Schulter. Etwas anderes drückte heftig gegen sein Knie. Und es wurde immer heißer.

Justus stieg das Blut ins Gesicht. Er hörte seinen Puls in den Ohren klopfen. Er sah zu Peter hinauf und schüttelte den Kopf.

»Hilf mir!« flüsterte Justus heiser. »Ich bin steckengeblieben!«

Justus entwickelt eine Theorie

»Steckengeblieben? Wie ist denn das möglich?« rief Peter leise. »Du bist schließlich auch runtergekommen. Wieso kommst du dann nicht wieder rauf?«

»Weiß ich doch nicht«, sagte Justus kläglich.

Er blickte auf und sah, wie Peter am oberen Ende des Schachts verschwand. Zorn und Furcht durchzuckten ihn. Was dachte sich Peter eigentlich dabei, ihn hier ganz allein zu lassen?

Es überlief Justus kalt. Er kämpfte gegen die Panik an und verlangsamte bewußt seine Atmung. Peter würde ihn schon retten. Es mußte klappen!

Peter war im Nu wieder da. »Ich lief den Flur entlang und schaute hinüber zur Galerie«, flüsterte er. »Burton ist wieder dort, also wird er nicht hören, wie wir hier rumoren. Ich sag's dir doch immer, es täte dir gut, mit Jogging anzufangen«, setzte er noch hinzu, wobei er sich ein schadenfrohes Grinsen nicht ganz verkneifen konnte.

»Entschuldige, aber für die Komik der Situation habe ich im Augenblick nichts übrig«, gab Justus zur Antwort.

»Nur mit der Ruhe, Justus. Ich werde Hilfe holen.«

Peter zog sein Walkie-talkie heraus. Er drückte auf den seitlichen Knopf. »Bob!« meldete er sich. »Bob, hörst du mich?«

Er ließ den Knopf los. Als Bob nicht antwortete, versuchte er es noch einmal. »Bob, bitte kommen!«

Da knackte es im Gerät. »Verstanden. Was ist los?«

»Justus ist in der Klemme.« Ohne Justus' vernichtenden Blick zu beachten, fuhr Peter fort: »Geh zu Mr. Conine und sieh zu, daß du ein Stück Seil auftreibst. Dann steige aufs Dach über Mr. Conines Wohnung und von dort durch ein Fenster in das Dachgeschoß des Hotels. Justus steckt im Speisenaufzug.«

»Er steckt wo? Im Speisenaufzug? Wie zum Kuckuck . . .«
»Wir erklären es dir später, Bob«, sagte Peter. »Und bißchen Tempo bitte! Mr. Conine wird dir zeigen, wie du einsteigst.«
»Halt!« rief da Justus. Er hatte eine Eingebung gehabt. »Sag Bob noch, er soll seine Kamera mitbringen.«
Peter gab dies über das Walkie-talkie weiter.

»Verstanden, Ende!« meldete sich Bob ab.

Ein paar Minuten lang tat sich nichts. Justus war allmählich der Verzweiflung nahe. Ted Stratten war noch immer verschwunden. Tiny, sein Hund, war tot, und er steckte hier in dieser lächerlichen Lage fest. Vielleicht drehte Mr. Conine durch und rief die Feuerwehr. Wenn das passieren sollte, dann wäre der Teufel los. Justus und Peter könnten wegen Hausfriedensbruch festgenommen werden, und Burton würde erfahren, daß sie sein Geheimzimmer entdeckt hatten. Dabei legte Justus allergrößten Wert darauf, daß Burton dies nicht erfuhr – noch nicht.

Auf dem Fußboden oben war ein Scharren zu hören. Bob beugte sich in den Schacht, um zu melden, daß Mr. Conine zwar kein Seil hatte, aber die hilfreiche Miß Peabody hatte ein paar Bettlaken aneinandergeknotet.

»Bitte recht freundlich«, sagte Bob. Und ehe Justus den Mund zum Protest öffnen konnte, hatte Bob ein Blitzlichtfoto von ihm geschossen.

»Ich konnte einfach nicht widerstehen, ich mußte das aufnehmen. Für das Album der drei Fragezeichen.« Bob lachte ungehemmt los.

»Vielleicht wärt ihr beide jetzt so freundlich, euch nicht länger auf meine Kosten zu amüsieren, sondern euren Verstand anzuwenden, um mich hier herauszuschaffen«, beklagte sich Justus. »Dann könnten wir nämlich an dem Fall weiterarbeiten, den wir nun einmal übernommen haben.«

Beschämt ließen Bob und Peter rasch ein Ende des provisorii-

schen Seils zu Justus hinunter. Justus packte mit einer Hand zu, hielt sich aber mit der anderen noch an dem Balken im Schacht fest.

»Alles klar«, sagte Peter. »Wir ziehen jetzt an. Stell dir dich ganz schlank vor, vielleicht hilft das.«

Bob und Peter zogen an den Bettlaken. Erst tastete Justus mit den Füßen umher und versuchte, einen Halt an der Schachtwand zu finden, um sich mit den Zehen hochzustemmen. Aber es klappte nicht, und eine neue Welle des Ärgers durchströmte ihn.

Plötzlich fing Bob an zu lachen. »Wir könnten ja etwas Schmierseife besorgen, oder vielleicht hilft auch Vaseline. Wir könnten Justus mit Vaseline bekleckern, und dann flutscht er nur so rauf.«

Dafür hätte Justus Bob den Hals umdrehen können. Er ließ den Balken los und klammerte sich mit beiden Händen an das Laken. Er atmete tief aus und zwang sich dazu, die Beine hängen zu lassen. Und auf einmal ging es dann doch aufwärts mit ihm, auch wenn er im Schacht immer wieder aneckte und sich die Haut aufschürfte. Zuletzt packten ihn Bob und Peter bei den Armen und zogen ihn vollends aus dem Schacht.

Er stellte sich aufrecht hin und lehnte sich an eine Wand.

»So, das hätten wir!« meinte Peter. »Einen Monat lang keine Kekse und keine Schokolade mehr! Und morgen fängst du an mit Trimmtrab!«

Justus warf ihm einen bitterbösen Blick zu. »Wenn ich einen Diätberater und Sportpädagogen brauche, werde ich es dich sofort wissen lassen«, gab er zur Antwort. Dann setzte er sich auf den Fußboden und ließ sich gegen die Wand sinken.

Bob blickte von Justus zu Peter, dann wieder zu Justus. »So, und nachdem du nun frei bist, würde ich ganz gern erfahren, wozu ihr überhaupt in diesem Speisenaufzug herumgekrochen seid.«

»Weil es keinen anderen Zugang zu Clark Burtons Schatzkammer gab«, antwortete Justus.

»Schatzkammer?« wiederholte Bob.

»Die Suite, in der diese Schauspielerin immer gewohnt hat«, erklärte Peter. »Sie ist voller phantastischer Möbel und Silberzeug, und außerdem steht da eine Truhe voller Geld!«

»Mach keine Witze!«

»Du, das ist ernst«, schaltete sich Justus ein. »Ich habe noch nie einen solchen Raum gesehen, außer im Museum. Dort unten kannst du deine Kamera besser einsetzen, Bob.«

Bob grinste.

»Wir müssen all diese Dinge in Francesca Fontaines Suite im Bild festhalten«, fuhr Justus fort. »Die Möbel und das Silber und die Gemälde – besonders die Gemälde. Ich könnte schwören, daß ich eines davon schon einmal gesehen habe. Es war vor kurzer Zeit in einer Zeitung. Ich glaube, das Bild war als gestohlen gemeldet worden.«

Die beiden anderen sahen ihn groß an. Peter sagte: »Du meinst, Burton ist ein Einbrecher und Dieb?«

»Dafür liegt uns zur Zeit noch kein ausreichendes Beweismaterial vor«, erwiderte Justus. »Nehmen wir diese Truhe mit dem Geld. Würde ein Einbrecher so viel Bargeld bei sich aufbewahren? Einer, der mit Diebesbeute Geschäfte macht, würde dagegen große Mengen Bargeld brauchen. Könnte Burton ein Hehler sein?«

Justus stand auf und sah zum Speisenaufzug hin. »Ich möchte eigentlich nicht noch einen Abstieg riskieren«, gab er bekannt.

»Überlaß das nur mir«, sagte Bob. »Ich werde ein paar Fotos machen und gleich wieder heraufkommen. Nun will ich diese Schatzkammer doch mit eigenen Augen sehen.«

Bob kletterte in den Speisenaufzug und machte sich an den Abstieg, wobei er die verknoteten Laken benutzte, um es

leichter zu haben. Er verschwand durch die Tür im darunterliegenden Stockwerk, und Peter schritt nervös auf und ab.

Justus setzte sich mit angezogenen Knien wieder hin und sah starr geradeaus. Er bearbeitete seine Unterlippe, und nach einiger Zeit sagte er: »Aha, jetzt geht mir ein Licht auf!« Peter blieb stehen. »Was denn?« Justus begann leise zu sprechen, und dabei starrte er noch immer vor sich hin, als sehe er sich einen Film an.

»Stell dir vor, es ist der vierte Juli, unser Nationalfeiertag«, sprach er. »Wenn du wie Ted fünf Jahre alt wärst und die Parade käme gerade vorbei und alle wären aufgereggt und vollauf beschäftigt – viel zu beschäftigt, um auf dich aufzupassen – was würdest du dann tun?«

Peter hob die Brauen. »Etwas Verbotenes wohl.«

»Genau«, erwiderte Justus. »Würdest du etwa die Mermaid-Galerie erkunden? Nehmen wir an, du gehst ganz leise die Treppen vom Innenhof hoch, und du schaust in die Galerie, und Clark Burton ist nirgends zu sehen. Du sagst dir vielleicht, er wird wohl draußen auf der Straße sein wie alle anderen auch, um sich den Festzug anzusehen. Du gehst also in die Galerie, und zwar unter der Lichtschranke am Eingang hindurch, ohne sie zu unterbrechen. Tiny kommt mit, um dich zu beschützen.

Du streifst durch die Galerie und schaust dir all die schönen Dinge an. Und du bemerkst eine Tür, die du noch nie gesehen hast, eine Tür im Küchenbereich. Ja, so muß es sein – hinter der Theke in der Kochnische. Dort ist ein Besenschrank, hinten an der Wand. Und dahinter verbirgt sich die Tür zum Hotel. Oder vielleicht läßt sich der ganze Besenschrank aus der Wand schwenken, und ein Gang führt direkt in die Prinzessinnen-Suite.

Nun haben wir zwei Möglichkeiten. Vielleicht war Burton an diesem Morgen in der Prinzessinnen-Suite und hatte die ver-

steckte Tür offengelassen. Niemand konnte diese Tür sehen, es sei denn, er ginge durch die Galerie, und das war unwahrscheinlich, solange draußen die Parade vorbeizog. Und Burton war achtlos geworden.

Wenn er nun aufblickte und Ted sah, der zu ihm hereinschaute, war ihm sofort klar, daß Ted die Schatzkammer gesehen hatte.

Vielleicht war Burton auch in seiner Wohnung und ging gerade zurück in die Galerie, um zu sehen, wie Ted in die Schatzkammer spähte. Wäre er da nicht empört und maßlos wütend?

Was würde dann geschehen? Würde Burton sich auf Ted stürzen, und würde Ted davonlaufen? Angenommen, Ted flitzte um den Sockel der Nixenfigur herum, und die Nixe fiel zu Boden und zerbrach. Oder aber der Hund hatte Burton angesprungen und dabei die Statue umgestoßen. Wie es auch dazu kam, jedenfalls fiel die Figur herunter und traf Tiny. Der Schock tötete den Hund.

Inzwischen konnte Ted an der Hintertür angelangt sein. Burton ließ hier oft den Riegel offen, also hätte nichts Ted daran gehindert, die Tür zu öffnen und wegzulaufen. Aber wenn Ted zurücksah zu dem reglosen Hund und der zerschlagenen Figur, was würde er da denken? Würde er sich nicht sagen, das alles sei seine Schuld?«

Peter nickte. »Klar. Bestimmt wäre es so. Als kleines Kind meint man immer, man sei an allem möglichem schuld. Die Erwachsenen werfen es einem ja die ganze Zeit vor – ›das ist wieder mal nur deine Schuld!«

»Genau. Also wäre Ted überzeugt, daß er nun wirklich schlimm in der Patsche saß, und er würde weglaufen und sich verstecken, wie es übrigens ja auch Mrs. Stratten meinte.«

Peter sah Justus anerkennend an. »Ja, so könnte es gewesen sein. Aber wo sollte er sich verstecken? Ist es nicht wahr-

scheinlicher, daß Burton ihn zu fassen bekam und . . . und dann . . . ?«

»Nein«, sagte Justus. »Burton weiß nicht, wo Ted ist, das steht fest. Er ging ihn doch sogar in Santa Monica unterm Pier suchen.«

»Ja, stimmt. Aber warum? Warum sollte er sich heimlich und überstürzt davonmachen und nach Ted suchen? Ob er wohl Ted . . . na ja, noch hinterher aus dem Weg räumen wollte, damit er nicht von der Schatzkammer berichten konnte?«

Justus gab keine Antwort. Die Jungen sahen einander schweigend an, und beide waren sehr blaß. Dann hörten sie Bob im Speisenaufzug, und sie gingen hin, um ihm herauszuhelfen.

»Mann, das ist ja unglaublich da unten!« Bob stieg aus der Tür des Schachts. »Wie die Geschichte aus ›Tausendundeiner Nacht‹, wo der Junge sagt: ›Sesam, öffne dich!‹ und all das Gold und die Juwelen entdeckt!«

»Hast du die Fotos gemacht?« wollte Justus wissen.

»Klar doch. Die Bilder an den Wänden, das Geld, alles. Was machen wir jetzt? Gehen wir zur Polizei?«

»Vielleicht«, meinte Justus. »Aber erst gibt es etwas noch Wichtigeres zu tun. Wenn wir noch ein einziges Puzzleteil finden, dann haben wir das Rätsel um Ted Strattens Aufenthaltsort gelöst!«



Nun, wie ist das mit eurem Talent zum Puzzlespiel? Offene und versteckte Hinweise wurden euch im Verlauf der bisherigen Entwicklung reichlich zuteil. Vorschlag: Ihr überlegt nun nochmals ganz scharfsinnig und systematisch, denn jenes fehlende Puzzleteil rückt bereits zu Beginn des nächsten Kapitels in greifbare Nähe.

Der eine Fall ist gelöst

Regina Stratten war in der Buchhandlung, als die Jungen hinkamen. »Ich konnte nicht zu Hause bleiben«, sagte sie. »Ich dachte, hier ginge es . . . besser.«

Die drei Tage von Teds Abwesenheit hatten sie zermürbt. Ihre Haut war ganz fahl, und auf ihrer Stirn hatten sich tiefe Falten eingegraben.

Mr. Finney tappte mit einem Staubwedel leise im Laden herum. Geistesabwesend wie ein Schlafwandler streifte er damit über die Buchreihen.

»Mrs. Stratten, hatte Ted Freunde in der Umgebung, mit denen er sich besonders gut verstand?« fragte Justus.

Sie versuchte zu lächeln, aber es wurde eine Grimasse daraus.

»Tiny. Tiny war sein bester Freund. Aber Tiny ist tot.«

»Mrs. Stratten, es kümmert sich jemand um Ted. Er ist nun seit Tagen verschwunden, und ich glaube, daß Sie recht haben, wenn Sie meinen, er sei weggelaufen. Aber jemand muß ihn versteckt halten und ihm zu essen geben. Und das kann nur ein Kind sein, vermute ich. Ein Erwachsener hätte sich schon längst offenbart. Sicher kannte doch Ted hier in der Nachbarschaft andere Kinder.«

Während Regina mit gesenktem Kopf überlegte, sah Justus durchs Schaufenster auf den Strand hinaus. Fergus, der Abfallsammler, kam angetrottet. Er trug eine prallvolle weiße Tüte mit roter Aufschrift. ›Charlies Grillstation‹ war mit lustigen, hüpfenden Buchstaben auf die Tüte gedruckt. Und darunter: ›Unsere Hähnchen – lecker, lecker!‹

»Oh!« rief Justus plötzlich.

Fergus kam auf seinem Weg entlang der Ocean Front am Schaufenster vorüber, und Justus' Gesicht hellte sich auf.

»Mrs. Stratten, kommen Sie doch mal mit«, schlug er vor. Seine Stimme klang zuversichtlich, und Regina sah ihn eindringlich an.

»Wie?« flüsterte sie. »Was ist denn?«

»Wir haben etwas übersehen, das auf der Hand liegt«, sagte Justus. Er zeigte zur Ocean Front.

Regina ging aus dem Laden, und die Jungen kamen hinterher.

»Regina?« rief Mr. Finney.

Sie gab keine Antwort. Sie blickte die Ocean Front entlang und beobachtete Fergus, wie er davonmarschierte.

Mr. Finney trat aus dem Laden und zog die Tür hinter sich zu. Dann gingen alle – er und Regina und die Jungen – den Gehweg entlang.

Fergus war ein gutes Stück vor ihnen. Heute hatte er keine Hunde bei sich und auch keine Karre – nur die Tragetasche vom Grill.

Regina, ihr Vater und die Jungen waren etwa hundert Meter von der Buchhandlung entfernt, als Fergus von der Ocean Front abbog. Er verschwand in einer der kurzen Verbindungsstraßen zwischen Ocean Front und Speedway.

»Peter, er darf uns nicht entwischen!« rief Justus.

»Ist klar!« Peter trabte los. Als er die Straße erreichte, in die Fergus eingebogen war, sah er zum Speedway hinüber. Dann winkte er Justus und Bob zu und verschwand hinter Fergus.

Justus ging schneller.

»Fergus!« sagte Regina. »Es ist Fergus, nicht wahr? Er war es die ganze Zeit!«

Mit hurtigen kleinen Schritten begann sie zu laufen. Ihre Holzsandalen klapperten auf dem Asphalt.

»Regina, um Himmels willen!« protestierte ihr Vater. »Was ist denn in dich gefahren?«

»Fergus«, sagte sie nur. »Ich hätte es mir denken müssen.«

Sie waren nun am Beginn der Straße, wo Fergus abgebogen

war. Es war nur ein sehr schmaler Fahrweg zwischen zwei Häuserreihen. »Fair Isles Way« stand auf dem Straßenschild.

Peter wartete vorn beim Speedway. Er winkte und ging dann weiter geradeaus, Richtung Pacific Avenue.

Regina lief rasch über den Speedway und holte Peter auf halbem Weg ein. Peter sah eine unkrautüberwachsene Einfahrt, die zu einer Garage hinter einem baufälligen, mit Schindeln verkleideten Haus führte.

»Da ist Fergus reingegangen.« Peter zeigte hin. »Ich hörte seine Hunde bellen, als er das Tor aufmachte.«

Ein uralter Mann kam auf die Veranda vor dem Haus heraus.

»Wasch wollen Schie?« rief er.

Regina lief die Einfahrt entlang.

»Moment, Moment!« schrie der Alte. Er war zahnlos und konnte nicht deutlich sprechen. »Schie können hier nicht einfach reingehen! Schie gehen schofort weg, oder ich hol' die Politschei!«

Charles Finney und Justus liefen hinter Regina her.

Die Hunde kläfften wieder.

»Habt ihr nicht gehört?« kreischte der alte Mann. »Dasch ischt Privatbeschitsch! Rausch hier!«

»Ted?« rief Regina laut. »Ted, bist du da drin?«

Der Hinterhof war ein Dschungel aus Unkraut, und die Garage war so alt, daß sie sich nach einer Seite hin geneigt hatte. Regina packte den Torgriff und zerrte daran. Das Tor ließ sich öffnen, aber die Unterkante scharrte am Boden entlang.

Der Garagenraum war dämmrig, und am Boden waren Unruhe und Bewegung wahrzunehmen. Da waren die Hunde, die mit Gebell an Regina heranzukommen versuchten. Da war Fergus im Halbdunkel, mit verängstigtem Ausdruck. Einen Hund hielt er am Halsband, den anderen drängte er mit dem Knie zurück.

Und da war eine kleine Gestalt vor der hinteren Wand. Die drei ??? sahen ein blasses, schmales Gesicht und große, starre Augen.

»Ted!«

Regina stolperte auf ihr Kind zu, ohne sich um die Hunde zu kümmern, und ließ sich auf die Knie nieder.

Ted ließ einen Hähnchenschlegel aus der Hand fallen. Er lief zu seiner Mutter. Sie nahm ihn schluchzend in die Arme, und er umschlang sie. Mr. Finney hüstelte und wandte sich ab.

Fergus schaffte es endlich, seine Hunde in Schach zu halten. Er scheuchte sie in eine Ecke der Garage, und dann setzte er sich auf ein Feldbett, das zu seinem Mobiliar gehörte. Er sah Regina und Ted traurig an.

Für kurze Zeit hatte Fergus auch einen kleinen Jungen gehabt. Nun war er wieder allein. Und das war wirklich sehr traurig.

Besuch bei der Polizei

Die drei ??? gingen mit Ted und den beiden Erwachsenen auf der Einfahrt zur Straße vor. Da sahen sie Blaulicht aufblitzen. Der alte Mann, der oben im Haus wohnte, hatte die Polizei gerufen.

Überall im Fair Isles Way kamen die Leute vor ihre Häuser und stellten sich gaffend auf. Der alte Mann stand auf seiner Vortreppe und brüllte zornig etwas von Hausfriedensbruch und Sachbeschädigung.

»He, schaut mal!«rief jemand. »Das ist doch der kleine Junge! Sie haben den Jungen gefunden, der so lange vermißt war!«

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf der Straße. Das verlorene Kind war wieder gefunden! Die Mutter hatte es gefunden!

Auf unerklärliche Weise kamen immer mehr Schaulustige zusammen. Sie eilten vom Strand herzu. Und weitere Streifenwagen blockierten die schmale Straße vor dem alten Haus. Charles Finney ging unermüdlich zwischen den Leuten umher und erzählte auf die Fragen der neu Hinzukommenden immer wieder die Geschichte von Teds Rettung.

Peter und Bob versuchten sich zwischen Regina und der Menge zu halten, die bedrohlich heranbrandete. Doch plötzlich war sie zu beiden Seiten von Polizisten begleitet, und andere Beamte führten Fergus ab. Fergus bekam Handschellen angelegt und war völlig verstört, und Ted weinte, und Regina protestierte.

Justus zog Peter am Ärmel. »Komm, wir setzen uns ab«, sagte er. »Wir haben noch viel zutun.«

Die Jungen schlichen sich unauffällig davon, aber sie sahen noch, wie Mr. Conine beim Speedway auf einer Mülltonne stand, um das Geschehen besser überblicken zu können, und sie sahen auch Clark Burton, der gerade von der Ocean Front herkam. Burton hielt sich ein wenig abseits vom Gewühle. Sein gutgeschnittenes Gesicht war ohne Ausdruck. Er schaute zu, wie Regina und Ted in einem Streifenwagen weggefahren wurden. Dann drehte er sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen war – nach Hause zum Mermaid Court.

»Was wird er jetzt tun?« fragte Bob. »Wenn Ted die Schatzkammer in seinem Hotel wirklich gesehen hat, wird er ja nun davon erzählen.«

»Vielleicht wird Burton ganz unverfroren versuchen, es abzuleugnen«, meinte Justus. »Der kleine Ted hat so viel Phanta-

sie. Wenn er zum jetzigen Zeitpunkt überhaupt in der Lage ist, einen vernünftigen Bericht abzustatten – was keineswegs sicher ist, wenn man bedenkt, was er alles ausgestanden hat –, und wenn er von dem Geheimraum erzählt, dann kann Burton immer noch ganz kalt behaupten, Ted habe das nur geträumt. Und das würde man ihm vermutlich abnehmen. Denn würdet ihr eine Geschichte über eine Geheimtür und eine Truhe voller Geld ohne weiteres glauben?«

Peter grinste. »Ich denke nicht.«

»Also liegt es an uns, Beweise zu liefern«, erklärte Justus. »In Santa Monica gibt es ein Fotogeschäft, das innerhalb einer Stunde Abzüge liefert, nur ein paar Blocks von hier. Bob, du gehst dorthin und läßt so schnell wie möglich den Film entwickeln. Peter und ich müssen in der Bibliothek von Venice etwas nachschlagen. Ich möchte mein Gedächtnis zu einem Artikel auffrischen, den ich kürzlich las. Wir treffen uns bei der Bibliothek, wenn du die Abzüge hast.«

Also trennten sich die Jungen. Bob trabte nach Norden los zu dem Fotogeschäft. Justus und Peter machten sich zu der kleinen Stadtbibliothek an der Main Street auf.

In der Nähe gab es eine Attraktion für die beiden: einen riesengroßen Heißluftballon. Er war auf dem Parkplatz eines neu eröffneten Supermarkts festgezurr. Auf einem Schild stand das Angebot: eine Gratis-Luftfahrt für hundert Kunden, die aus einem Kasten im Laden Lose ziehen konnten und einen Gewinn erwischten.

»Macht sicher Spaß, wie?« meinte Peter, als er ein paar Passagiere in die Gondel des Ballons steigen sah.

»Los, komm weiter«, mahnte Justus ungeduldig, und zielstrebig ging er weiter zur Bibliothek.

Die Jungen entdeckten Ausgaben der *Los Angeles Times* der beiden letzten Wochen – die Exemplare, die die Bibliothek noch nicht auf Mikrofilm archiviert hatte.

»Was suchen wir eigentlich?« fragte Peter.

»Ich weiß genau, daß ich vor nicht allzulanger Zeit einen Bericht über ein gestohlenen Gemälde las«, antwortete Justus.

»Er könnte in einer dieser Ausgaben sein.«

Die Jungen trugen den Stapel Zeitungen zu einem der langen Lesetische. Dann machten sie sich ans Durchblättern und Lesen der Schlagzeilen. Peter wurde fündig.

»Das ist es!« Triumphierend schob er Justus eine Zeitung hin.

Der Artikel stand auf der zweiten Seite des Lokalteils. Dabei war die Abbildung eines Gemäldes, das eine Gruppe Kinder beim Spiel auf einer Wiese zeigte. Das Bild glich ganz genau dem Gemälde, das die Jungen an der Wand des Mermaid-Hotels gesehen hatten.

»Ich wußte ja, daß mir dieses Bild bekannt vorkam«, stellte Justus befriedigt fest.

Als Bob eine Stunde später dazukam, waren seine beiden Freunde noch ganz im Glück mit ihrem Fund. Justus hatte inzwischen von dem Bild in der Zeitung und von dem begleitenden Artikel eine Fotokopie gemacht. Das Gemälde war als Werk des französischen Malers Degas bezeichnet – zwar keines von Degas' weltberühmten Werken, aber dennoch ungeheuer wertvoll. Es gehörte zu mehreren Wertobjekten, die aus dem Haus des Finanzmaklers Harrison W Dawes in Bel Air gestohlen worden waren. Mr. Dawes war nach einem Theaterbesuch in sein Haus zurückgekehrt und hatte entdeckt, daß die Alarmanlage kurzgeschlossen worden war und Diebe sich mit dem Degas und anderen kostbaren Gegenständen davongemacht hatten.

Bob hatte die Aufnahmen bei sich, die er soeben hatte entwickeln und vergrößern lassen. Er nahm das Foto des Gemäldes heraus, das er im Mermaid-Hotel aufgenommen hatte. Es handelte sich eindeutig um das in der Zeitung abgebildete Gemälde.

»Hübsch!« sagte Peter. »Aber wenn nun das Bild im Mermaid-Hotel nur eine Kopie des echten Degas ist? Schließlich könnte es ja auch mehrere Kopien geben, nicht?«

»Gewiß«, meinte Justus, »aber ich wette hundert zu eins, daß das Bild im Hotel das Original ist. Und ich wäre keineswegs überrascht, wenn einige von den anderen Sachen, die Bob heute fotografierte, zuvor im Besitz von Mr. Dawes waren. Vielleicht stammt Burtons ganze Schätzesammlung aus Einbrüchen. Die Polizei dürfte sich dafür interessieren!«

Dann gingen die Jungen in die Spätnachmittagssonne hinaus. Justus piff gutgelaunt vor sich hin. Doch als die drei ??? auf dem Polizeirevier von Venice anlangten, war ihnen ein kühler Empfang beschieden. Die Jungen traten zu dem Beamten am Schreibtisch, und wie üblich machte sich Justus zum Sprecher des Trios. Die beiden anderen hielten sich im Hintergrund. Sie rechneten damit, daß Justus' selbstsicheres Benehmen den diensthabenden Beamten von der Wichtigkeit ihres Beweismaterials überzeugen würde.

»Wir verfügen über Informationen, die zur Festnahme des Täters oder der Täter führen können, die kürzlich den Einbruch in Harrison Dawes' Haus verübten«, gab Justus an.

Dann legte er die Kopie des Zeitungsartikels und das Foto vor, das Bob im Hotel gemacht hatte.

»Dieses Foto wurde heute nachmittag aufgenommen«, fuhr er fort. »Wir wissen, wo sich das gestohlene Degas-Gemälde zur Zeit befindet.«

Der Polizist schaute sich die beiden Beweisstücke an. Äußern mochte er sich nicht dazu. Er bat die Jungen nur in einen kahlen kleinen Raum, in dem ein Tisch und etliche Stühle standen, und bat sie zu warten.

Nach kurzer Zeit trat ein Kollege in Zivilkleidung ein. Er hatte die Fotokopie und das Foto in der Hand.

»Das ist sehr interessant«, meinte er, aber er ließ erkennen,

daß es möglicherweise auch überhaupt nicht interessant war. Seine Worte klangen geduldig und verdrossen und vielleicht eine Spur gelangweilt. »Das Bild aus der Zeitung ist etwas verschwommen, aber es könnte sich um dasselbe Gemälde handeln. Andererseits könnte euer Foto auch eine Aufnahme von einer Reproduktion sein, nicht? Wo habt ihr es her?«

Er schaute Bob an, der sich die Kamera umgehängt hatte. »Hast du die Aufnahme gemacht?«

»Ja, Sir. In einer Suite des Mermaid-Hotels an der Ocean Front.«

»Das Mermaid-Hotel? Das ist doch seit Jahren geschlossen.« Nun meldete sich Justus zu Wort. »Das glauben alle – weil der Besitzer dies alle glauben machen will. Tatsächlich gibt es aber eine Suite in diesem Hotel, die weiterhin benutzt wird. Sie ist mit schönen, wertvollen Dingen angefüllt, von denen mindestens eines zur Beute aus einem Einbruch gehört. Bob hat noch weitere Fotos – Bilder von Silberzeug und Kristall und anderen Gemälden und wertvollen Möbelstücken, die vielleicht ebenfalls Diebesgut sind. Wir vermuten, daß der Besitzer des Hotels, Clark Burton, mit Diebesgut handelt oder daß er möglicherweise selbst Einbrüche verübt. Daß er ein Hehler ist, halten wir für wahrscheinlicher, denn im Hotel hat er eine Truhe voll Geld.«

Bob breitete darauf all seine Fotografien auf dem Tisch aus, darunter eine gestochen scharfe Aufnahme der geöffneten Truhe, die bis zum Rand mit Geld gefüllt war.

Der Detektiv machte nur »Hm« und bat die Jungen, sich auszuweisen. Bob und Peter legten ihre Schülersausweise vor. Justus zeigte seine Lesekarte von der Bücherei und dann, in einer Eingebung, die Karte der drei ???.

Der Mann stöhnte. »Hobbydetektive! Ich hätte es mir denken müssen. In eurem Alter spielt doch jedes Kind Detektiv.«

»Wir machen das nicht als Hobby«, erklärte Justus mit viel

Würde. »Wir haben einige rätselhafte Fälle gelöst, vor denen Erwachsene kapitulieren mußten. Wir lassen uns nicht von vorgefaßten Meinungen beeinflussen . . .«

»Geschenkt«, unterbrach ihn der Detektiv. »Wenn ihr diese Fotos in dem alten Mermaid-Hotel gemacht habt, so zeugt das nicht gerade von Respekt vor dem Gesetz. Gewaltames Eindringen in ein Gebäude ist eine Straftat.«

Er stand auf. »Ihr Jungen wartet mal hier. Ich komme in ein paar Minuten wieder zu euch.«

Er verließ den Raum mit den Fotos und dem Zeitungsartikel.

Peter stöhnte. »Mir schwant, jetzt sind wir dran. Wahrscheinlich ruft er jetzt bei uns zu Hause an.«

Justus nickte. »Das wäre natürlich peinlich, aber keine Katastrophe. In der Vergangenheit hatten unsere Leute immer Verständnis. Aber wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen. Vielleicht will er Bobs Fotos nur mit der Liste von Objekten vergleichen, die bei diesem Einbruch entwendet wurden. Dazu müßte er selbstverständlich andere Kollegen einschalten. Das kann schon eine Weile dauern.«

»Solange er nicht ausgerechnet Clark Burton einschaltet«, meinte Bob, »will ich dankbar sein.«

»Clark Burton?« Peter war beunruhigt. »Weshalb sollte er Clark Burton einschalten?«

»Na, wir haben sein Hotel als Unbefugte betreten. Wenn Burton Anzeige erstattet und wenn sich der Polizeidetektiv die gestohlenen Gegenstände gar nicht erst vornimmt . . .«

Bob beendete den Satz nicht, aber alle wußten Bescheid.

Es folgte ein langes Schweigen. Dann sagte Justus: »Wenn er nun mit Clark Burton telefoniert, was wird der tun? Wird er uns anzeigen? Oder wird er flüchten? Und hat Ted schon über die Schatzkammer berichtet? Wenn ja, dann sind unsere Bilder der Beweis für die Wahrheit seiner Geschichte. Ich glaube . . .«

»Augenblick mal«, unterbrach Bob. »Wie können wir überhaupt wissen, daß Ted diesen Raum jemals zu Gesicht bekommen hat?«

»Und wo hatte Fergus das Geld her für all seine Einkäufe von Leckerbissen?« entgegnete Justus. »Das feine Gebäck und die Pizza und die Hähnchen? Tony Gould ist es auch aufgefallen, wieviel er neuerdings bei ihm einkaufte. Ich vermute, Ted hat aus der Schatzkammer ein paar Geldscheine mitgenommen – wahrscheinlich ohne böse Absicht – und das Geld dann Fergus gegeben.«

Dann nahm Justus den Faden bei Burton wieder auf. »Hört mal, wenn nicht jemand ganz schnell etwas unternimmt, wird Burton sich absetzen. Er neigt ja zu impulsiven und unsinnigen Reaktionen, wie wir wissen. Was wäre vernünftig gewesen, als die Nixe kaputtging? Einfach die Scherben zusammenkehren und sie in den Müll werfen, nicht? Aber statt dessen schleicht Burton bei Nacht auf den Pier und wirft sie ins Wasser! Nun zieht sich das Netz um Burton enger zusammen, und in dieser Lage ist er zu allem fähig. Er könnte sogar versuchen, Ted zu entführen!«

Bob und Peter waren ganz verstört. Dann sagte Bob: »Dazu darf es nicht kommen, das müssen wir verhindern!«

Peter ging zur Tür und sah hinaus. Er konnte den Vorraum für Besucher beim Eingang zum Revier sehen. Im Augenblick war der Schalter nicht besetzt.

»Die Luft ist rein. Was meint ihr, sollen wir abhauen?«

Peter machte die Tür weit auf, und die drei Jungen entwischten schleunigst auf die Straße. Und als sie dann in sicherer Entfernung waren, begannen sie zu laufen – geradewegs zum Strand und zu dem alten Mermaid-Hotel.

Hinauf in die Lüfte

Es war schon sieben Uhr durch, als die Jungen an der Ocean Front ankamen. Der Trubel, der normalerweise in Venice herrschte, hatte sich allmählich gelegt. Der Verkehr auf dem Speedway war schwach, und nur noch wenige Fußgänger schlenderten über die Promenade.

Auf dem Gehweg vor dem ›Bücherwurm‹ war ein Fernseh-Team eingetroffen, und eine Schar Schaulustiger hatte sich ringsum angesammelt und hoffte, einen Blick auf Ted oder Regina zu erhaschen. Die Jungen hielten sich von der Menge fern und gingen unbemerkt in den Mermaid Court.

Sie sahen an den Bauten hoch, und sie mußten immerzu an den fünfjährigen Jungen denken, der erst seit kurzem wieder mit seiner Familie vereint war und nun erneut in großer Gefahr schwebte.

Erst dachten sie, Clark Burton sei schon geflüchtet. An der Tür zur Galerie hing das Schild GESCHLOSSEN, und vor dem Schaufenster war ein stählernes Gitter heruntergelassen. »Das Gitter sehe ich heute zum erstenmal«, stellte Bob fest. »Ob er wohl endgültig abgereist ist? Oder hat er nur für die Nacht dichtgemacht?«

Er bekam keine Antwort. Die drei ??? blickten zu den Fenstern der Privatwohnung Burtons hinauf. Dort waren die Vorhänge zugezogen, und es sah so aus, als sei die Wohnung verlassen.

Doch dann regte sich ein Vorhang hinter einem Fenster an der Vorderseite der Wohnung. Jemand sah zur Ocean Front hinaus.

»Oh!« erkannte Peter. »Er ist ja noch da.«

»Aber wohl nicht mehr lange«, meinte Justus. »Es sieht ganz

danach aus, als sei er schon in den Startlöchern. Wetten, daß er zum Hintereingang hinausgeht und dort zur Garage hinuntersteigt?«

»Worauf warten wir noch?« fragte Bob.

Da kam Bewegung in die Jungen, und sie gingen aus dem Innenhof und um das Gebäude herum zur Nordseite. Sie kamen gerade zurecht, um zu sehen, wie Burton aus der Hintertür seiner Galerie auf den kleinen Treppenabsatz hinaustrat. Der Schauspieler trug einen Koffer, und er hielt noch einmal inne, um die Tür zuzuziehen und sorgfältig abzuschließen. Danach blickte er sich nicht mehr um, und so sah er die drei Jungen nicht, die ihn beobachteten, wie er die Treppe hinunterging. Wie Justus vorausgesagt hatte, ging er auf eine Garage an der Hinterseite des Gebäudes zu. Die Autoschlüssel hatte er schon in der Hand.

Als Burton am Schloß des Garagentors hantierte, holte Justus tief Atem und trat vor. »Gehen Sie ganz weg, Mr. Burton? Das wäre wirklich schade. Wir hofften, Sie würden warten, bis wir unseren Fall endgültig gelöst haben.«

Verdutzt drehte Burton sich um. Sein Gesicht war blaß. »Ich denke doch, daß ihr euren Fall gelöst habt. Das Kind ist wieder zu Hause. Es war recht intelligent von euch, Ted bei Fergus zu vermuten. Dazu muß man euch wirklich gratulieren.«

»Möchten Sie sich nicht noch unsere weiteren Vermutungen anhören, Mr. Burton?« entgegnete Justus. »Oder können Sie sich etwa schon denken, worum es dabei geht? Als Sie die Nixe vom Pier aus ins Meer warfen, wunderten wir uns. Als wir die Schätze in Ihrem Hotel entdeckten, wußten wir Bescheid!«

Burton schluckte und befeuchtete sich die Lippen. Einer seiner Mundwinkel zuckte. Und plötzlich drehte er sich einfach um und wollte das Garagentor aufschließen.

»Halt!« rief Peter.

Er stürzte sich auf Burton, und dieser ging zu Boden. Die Schlüssel rutschten klirrend bis zur Mitte der Fahrbahn vor. Justus ging rasch an Peter und Burton vorbei, hob die Schlüssel auf und schleuderte sie in hohem Bogen weit weg.

Auf dem Speedway kam ein Auto angefahren, und als es heran war, kurbelte der Fahrer die Scheibe herunter. »Na, Mister, irgendwelche Probleme?«

Er sprach Burton an, aber Justus antwortete. »Ja. Rufen Sie sofort die Polizei! Aber schnell!«

Der Mann zögerte eine Sekunde, doch dann machte er einen Blitzstart und bog in die nächste Straße ein.

»Du aufgeblasener kleiner Gernegroß!« Burton rappelte sich hoch.

»Der Mann weiß vermutlich nicht, worum es geht, aber vielleicht verständigt er doch die Polizei, Mr. Burton«, sagte Justus. »Wir haben bereits zu Protokoll gegeben, was wir über Ihre Schatzkammer im Mermaid-Hotel wissen. Wenn die Polizei kommt und Sie dabei antrifft, wie Sie gerade mit einem Koffer voller Geld – es ist doch da drin, ja? – abhauen wollen, dann wird man sich zweifellos dafür interessieren.«

Burton senkte den Kopf, als gebe er seine Niederlage zu. Doch gleich stand er wieder aufrecht. Und in der Hand hielt er eine Pistole.

»Sehr schön«, erklärte er. »Ich gehe tatsächlich weg, und ihr werdet mich begleiten. Wenn die Polizei hier ankommt, ist niemand mehr da!«

Mit einer Schußwaffe hatte Justus nicht gerechnet, und ebenso ging es Bob und Peter. Die Jungen traten näher zusammen. Die Waffe in Burtons Hand war ein kleines, aber häßliches Ding.

»Los!« Burton bedeutete den Jungen, vor ihm herzugehen.

»Sie würden es nicht wagen zu schießen!« sagte Justus. »Die Polizei wird jeden Augenblick hier sein.«

»Was kümmert mich das?« erwiderte Burton unverfroren.
»Meine Zeit hier ist ohnehin um. Und nun spurt mal schön.
Wir gehen zur Pacific Avenue rauf, und wenn einer von euch
den Mund aufmacht, drücke ich ab!«

Die drei ??? wichen einen Schritt zurück, dann drehten sie sich
um und machten sich auf den Weg, zur nächsten Seitenstraße,
die zur Pacific Avenue führte.

»Du!« stieß Burton hervor. »Der Große. Du bist doch so ein
Athlet. Du trägst den Koffer.«

Peter trat zu Burton, ließ sich den Koffer geben, und weiter
ging es. Burton ließ die Hand in der Jackentasche, und darin
steckte die Pistole.

»Sie kommen nicht davon«, sagte Justus. »Wir haben der
Polizei auch von dem Haus in der Evelyn Street erzählt.«

Das war geflunkert, aber Burton merkte es nicht. Er fluchte
und scheuchte die drei Jungen weiter zur Pacific Avenue, dann
über die Fahrbahn zur Main Street.

Es war nun kurz vor Sonnenuntergang. Der Himmel war sei-
denblau, und die Fenster an der Main Street leuchteten golden
im Widerschein. Und an der Ecke war der Supermarkt mit
dem Heißluftballon auf dem Parkplatz. Der Ballonführer
sicherte gerade sein Gefährt für die Nacht. Er knotete die
Leinen an Metallringe, die in den Asphalt eingelassen waren.

Burton dirigierte die Jungen über den Parkplatz, geradewegs
zu dem Ballon hin.

»Bedaure, für heute ist Schluß«, sagte der Ballonführer.
»Kommen Sie morgen wieder. Wir machen das Ding gerade
für die Nacht fest. Bald ist es dunkel.«

Burton richtete seine Waffe auf den Mann.

Dieser grinste mühsam. »Na ja, wenn es wirklich sein muß,
nehme ich Sie und Ihre Jungen noch auf eine Runde mit
und . . .«

»Und ein bißchen plötzlich, ja?« fuhr ihn Burton an. »Und

keine falsche Bewegung. Ich bin sehr nervös und kann nicht so gut mit 'ner Kanone umgehen. Ich möchte nicht, daß aus Versehen etwas passiert.«

Burton nickte den Jungen zu. »Einsteigen!«

Justus, Bob und Peter kletterten in die Gondel unter dem Ballon. Dann stieg Burton ein und zeigte auf die Leinen, mit denen der Ballon am Boden vertäut war. »Leinen los und dann rein mit Ihnen«, befahl er dem Ballonführer. »Auf! Tempo!«

»Hören Sie, ich weiß ja nicht, was Sie vorhaben, aber so einen Ballon lenkt man nicht wie ein Auto«, wehrte sich der Ballonführer. »Wenn ich nicht wenigstens eine Leine am Boden lasse..«

Burton stieß ungeduldig die Luft aus. »Alle Leinen kappen! Und wenn wir losfliegen, sind Sie gefälligst dabei. Mir bleibt viel Zeit zum Schießen, wenn Sie es sich anders überlegen und nicht mit einsteigen.«

»Wäre es nicht einfacher, ein Taxi zu rufen und zum Flughafen oder Busbahnhof zu fahren?« wandte Peter ein. »Oder einen Mietwagen zu nehmen? Mir ist das hier wirklich nicht geheuer, und . . .«

»Maul halten!« schrie Burton.

Da schwieg Peter, und der Ballonführer kappte die Leinen, die den Ballon festhielten. Dann stellte er Brenner und Gebläse an. Der Ballon begann sich von dem Parkplatz zu erheben.

Burton machte eine drohende Gebärde. Der Ballonführer war mit einem Satz an Bord. »Das Ding ist nicht für weite Fahrten gebaut. Wenn wir nun übers Meer hinaustreiben und . . .«

»Der Wind weht von der See her«, informierte ihn Burton.

Sie stiegen höher. Peter hielt sich am Tau an der Seite der Gondel fest und blickte zur Erde hinunter. Sein Magen hob

sich. Es machte doch nicht solchen Spaß, wie er es sich zuvor gedacht hatte.

Die Sonne war noch zu sehen, gerade wollte sie ins Meer eintauchen. Schatten krochen bereits langsam über den Erdboden. Tief gelegene Stellen füllten sich mit Dunkelheit, wie sich ein Schwimmbecken mit Wasser füllt. Peter sah Straßenlampen leuchten und an manchen Autos schon eingeschaltete Scheinwerfer. Burton schaute in die Tiefe. Das Gesicht des Schauspielers war eine starre Maske der Wut und Verzweiflung, und sein Blick wanderte die ganze Zeit zwischen Justus, Bob, dem Ballonführer und Peter hin und her.

Er hatte gesagt, seine Zeit in Mermaid Court sei um. Wie wahr! Wäre er geblieben, so hätte er es vielleicht geschafft, sich herauszureden, wäre ihm vielleicht eine Erklärung für das geheimgehaltene Zimmer eingefallen – eine Erklärung auch dafür, daß er über seine Rolle bei Teds Verschwinden geschwiegen hatte. Aber nun hatte er einmal unbesonnen gehandelt, und von nun an war er ein Verfolgter, und ein gefährlicherer dazu.

Was konnte er noch tun? Wohin konnte er gehen? Und was würde aus den drei ??? werden?

Sie waren nun schon über hundert Meter hoch. Der Wind trieb sie nach Nordosten. Justus blickte hinunter. Ein Auto fuhr in langsamem Tempo unmittelbar unter ihnen die Straße entlang. Justus sah große schwarze Ziffern auf einem weißen Dach. Ein Polizeiwagen!

Justus berührte mit dem Fuß den Koffer, den Peter vom Strand hergeschleppt hatte. Er sah sich kurz die Schließen des Gepäckstücks an. Und dann beugte er sich flink vor und hinunter, drückte die Schließen auf und kippte den Koffer über den Rand der Gondel aus!

»He, was . . . was . . .« stieß Burton hervor, als Justus dem Inhalt des Koffers nachsah.

Geld flatterte in die Tiefe! All die Zehn-, Zwanzig- und Fünzigdollarscheine, die so säuberlich gebündelt in der Schatztruhe gelagert hatten. Nun wirbelten sie im Wind, wurden überallhin verstreut. Die Beamten in ihrem Streifenwagen fuhren unversehens durch einen Geldregen!

Der Wagen bremste scharf. Die Polizisten sprangen heraus und schauten in die Höhe. Dann riefen sie etwas, das die Passagiere im Ballon nicht verstehen konnten.

Nun kamen auch andere Autos zum Stehen, und die Fahrer sprangen heraus und versuchten kurz entschlossen, voller Gier etwas von dem Segen zu erhaschen.

Der Ballon, eine leuchtende Kugel im letzten Schein der sinkenden Sonne, trieb weiter. Und dann hörten die Ballonfahrer Sirenen. Ein zweiter Streifenwagen kam auf der Straße unten angefahren. Er hielt neben dem ersten an, und ein zweites Paar Polizisten trat auf den Gehweg und blickte in die Höhe.

»Ich bin sicher, die Polizei wird uns nicht aus den Augen verlieren«, bemerkte Justus gelassen. »Es gibt zwar kein Gesetz, das es verbietet, Geld aus einem Ballon abzuwerfen, aber man wird mit Sicherheit Fragen stellen. Die Polizei wird auf uns warten, wenn der Ballon landet. Und er wird landen, Mr. Burton, denn wie man in der Fliegerei so schön sagt: ›Herunter kommen sie alle!‹«

Burton erwiderte nichts. Die beiden Streifenwagen waren mittlerweile hinter ihnen zurückgeblieben, aber direkt unter ihnen waren noch andere Polizeiautos. Mit Blaulicht verfolgten sie den Ballon bei seiner Reise über die Stadt hin.

Jetzt kam ein neues Geräusch. Ein Motor ratterte über dem Ballon, und ein greller Lichtkegel erfaßte ihn.

»Der Polizeihubschrauber«, sagte Justus. »Muß für die eine hübsche Abwechslung sein. Normalerweise müssen sie Verbrecher aufspüren, die am Boden flüchten.«

Burton schwieg noch immer, aber sein Atem ging schwer, als sei er eine lange Strecke gelaufen.

Unerbittlich fuhr Justus fort: »Selbst wenn es dem Ballon gelingen sollte, aus dem Stadtgebiet herauszukommen, wird die Polizei über Funk die Landespolizei verständigen, und dann wird sich der Sheriff mit seinen Männern an der Jagd beteiligen. Sie werden uns bis ans Ende der Welt verfolgen.«
»Er hat recht, Mister«, sagte der Ballonführer. »Ich schlage vor, wir landen jetzt.«

Burton antwortete nicht, aber er ließ die Hand mit der Pistole sinken. Der Ballonführer griff nach der Waffe und nahm sie Burton ab.

Der Ballon sank hinunter auf die weite, dunkle Fläche des ehemaligen Friedhofs nördlich vom Wilshire Boulevard. Die Polizei war zur Stelle, als sie den Boden berührten, und die Beamten traten heran und empfingen Clark Burton, sobald er aus der Gondel stieg.

»Schade nur, daß die Leute vom Fernsehen das nicht mitbekommen haben«, sagte Bob zu seinen Freunden. »Dann wäre Burton ein letztes Mal auf dem Bildschirm zu bewundern gewesen.«

Justus grinste. »Vielleicht gibt es doch noch den einen oder anderen Fernsehauftritt für Burton. Auf dem Weg zum Gerichtssaal, und mit etwas Glück auch noch auf dem Weg ins Gefängnis!«

Alfred Hitchcock kommt Justus zu Hilfe

Vier Tage nach ihrer unverhofften Ballonreise betraten Justus, Bob und Peter das Arbeitszimmer ihres großen Freundes und Gönners Alfred Hitchcock.

Mr. Hitchcock hatte einen ganzen Stapel Zeitungen auf seinem Schreibtisch liegen. Die Jungen erkannten daran, daß er sich bereits über Clark Burton und die Schatzkammer im Mermaid-Hotel informiert hatte.

Doch der Regisseur kam nicht gleich auf Burton zu sprechen. Er blickte stolz auf eine Kommode, die neben der Tür an der Wand stand. Es war ein ungewöhnliches Möbelstück, auffallend hoch und aus dunklem Holz, worauf mit scharlachroter Farbe eigenartige Symbole gemalt waren. Die Kommode hatte viele Schubladen, aber keine zwei davon schienen sich in Größe und Form zu gleichen. Es gab quadratische Fächer und längliche, tiefe und ganz flache, große und kleine, so daß die Kommode einem dreidimensionalen Puzzlespiel ähnelte. »Gefällt sie euch?« Mr. Hitchcock lächelte zufrieden. »Ich habe sie erst heute erworben. Es ist ein geschichtsträchtiges Möbelstück, nämlich das Kabinett des berühmten Bühnenschauspielers Stregonio. Ihr kennt ihn wohl nicht, weil er schon lange tot ist. Er pflegte die Habseligkeiten der Zuschauer einfach in die Schubladen dieser Kommode zu zaubern. Ich habe keine Ahnung, wie er das machte. Ich kann nicht einmal die Geheimfächer finden, die mit Sicherheit in dem Möbel eingebaut sind. Aber die Suche macht mir bestimmt noch großen Spaß.«

Er wandte sich von der kostbaren Kommode ab und bot den Jungen Stühle vor seinem Schreibtisch an. »So, genug damit. Zur Zeit macht ja ein anderes Möbelstück Schlagzeilen, nicht

wahr? Clark Burtons Schatztruhe. Der Ärmste! Fast tut er einem leid. Geht es euch nicht auch so? Aber nun berichtet mir ausführlich. Was ist nun eigentlich geschehen? Die Zeitungen bringen ja nie die ganze Geschichte.«

»Ich nehme an, hier drin werden Sie alles finden, Sir.« Bob legte Alfred Hitchcock seinen Aktenordner vor.

»Du hast alles schon sauber abgetippt? Da bin ich ja tief beeindruckt.«

Alfred Hitchcock nahm den Ordner zur Hand und begann zu lesen, und eine Zeitlang schwiegen alle. Als der Regisseur das Protokoll schließlich weglegte, schüttelte er den Kopf.

»Was für eine bedrückende Geschichte! Dieser erbärmliche Kerl hätte also das Leben eines Kindes aufs Spiel gesetzt, nur um seinen Lebensstil aufrechtzuerhalten – denn darum ging es doch. Was lag ihm so sehr am Herzen? Ein publikumswirksames Auftreten in jeder Situation und ein paar Dinge, die sich mit Geld kaufen lassen . . .«

»Oder die man stehlen kann«, brachte Peter in Erinnerung.

»Das meiste von dem, das ihm wichtig war, war ja gestohlen.«

»Ja, und er wachte selbstsüchtig darüber«, meinte Mr. Hitchcock. »All seine Schätze hielt er in diesem Geheimzimmer unter Verschuß. Dabei hätte er sie niemandem zeigen können, oder? Zumindest nicht, ohne unangenehm aufzufallen und sich verdächtig zu machen.«

»Ja«, bestätigte Justus. »Ich erkannte gleich das Bild von Degas, das aus dem Haus von Mr. Dawes gestohlen worden war, und dabei bin ich kein Kunstexperte, und ein berühmtes Bild ist es nicht gerade. Burton gibt keinen Aufschluß über seine Motive, aber nach meiner Meinung muß es für ihn von ungeheurem Reiz gewesen sein, gestohlene Kunstwerke zu besitzen. Vielleicht ist er auch so habgierig, daß es ihm völlig gleichgültig war, welches Risiko er überhaupt einging.«

»Und dank eurer Ermittlungen können nun die gestohlenen

Kunstschätze an ihre Eigentümer zurückgegeben werden«, lobte Mr. Hitchcock.

Bob nickte. »Soweit sich diese eben feststellen lassen. Die Polizei rief an und dankte uns für die Meldung, wo das Diebesgut versteckt war.«

»Und wir bekamen Schelte, weil wir in das Hotel eingestiegen waren, aber den Kopf hat man uns nicht abgerissen«, berichtete Peter. »Unsere Informationen waren für die Polizei wirklich nützlich. Beamte überwachten das Haus in der Evelyn Street, und nur Minuten ehe die Geschichte von der Ballonfahrt in den Fernsehnachrichten gebracht wurde, tauchte dort ein Berufseinbrecher auf. Er fuhr einen gemieteten Transporter voller antiker Silbersachen und Möbel, und man machte ihn sofort dingfest.«

»Der Ganove wollte nicht ins Gefängnis«, erzählte Bob weiter. »Zumindest wollte er nicht länger dorthin, als es unbedingt sein mußte, und so packte er aus, und danach konnte sich die Polizei die ganze Geschichte zusammenreimen. Burton wurde zu vielen Parties in großem Stil nach Hollywood eingeladen. Er sorgte dafür, daß er bei den Filmleuten bekannt blieb, obwohl er keine Rollen mehr bekam. So wußte er, wo es wertvolle Gegenstände zu holen gab, und er kannte die Bauweise der Häuser. Zuweilen wußte er sogar, wo die Alarmanlage war. Er wußte auch, wann irgendwelche Veranstaltungen stattfanden, zu denen die Hausbesitzer ihr Anwesen verließen, und manchmal wußte er, wer gerade auf einer Ferienreise war oder wann das Dienstpersonal frei hatte, und so weiter. Er beschattete seine Opfer nach allen Regeln der Kunst und gab seinen Handlangern Tips. Er wies sie sogar an, was sie mitnehmen und was sie stehenlassen sollten.

Die Stücke, die ihn besonders interessierten, kaufte er den Einbrechern ab. Als Hehler war er Spitze, er handelte nur mit ganz wertvollen Sachen. Gewöhnliches Zeug wie Stereoanla-

gen und Filmkameras mußten die Einbrecher anderswo absetzen. Das Geld in der Truhe war sein Einkaufskapital, denn für Diebesgut bezahlt man nicht mit Schecks. Immer bar. Das Haus in der Evelyn Street war das Zentrallager für die Beutestücke. Die Dinge, die Burton nicht selbst behalten wollte, verkaufte er an auswärtige Händler. Sofern etwas nicht leicht identifiziert werden konnte, verkaufte er es selbst in seiner Galerie.«

»Aber ging er nicht ein ungeheures Risiko ein?« fragte Mr. Hitchcock. »Hatte er keine Sorge, die Einbrecher würden ihn eines Tages erpressen?«

»Sie wußten ja nicht, mit wem sie es zu tun hatten«, erklärte Justus. »Er trug immer seine Verkleidung, wenn er mit ihnen zusammentraf, und zu erreichen war er für sie grundsätzlich nicht. Immer war er es, der den Kontakt aufnahm.«

»Und dann entdeckte Ted die geheime Tür, und das war das Ende der Maskerade«, stellte Alfred Hitchcock fest.

»Stimmt«, bestätigte Justus. »Ted hat seine Geschichte stückchenweise erzählt. Am vierten Juli war er in die Suite in dem Hotel geraten, und er hatte dort ein Bündel Geldscheine an sich genommen. Dabei überraschte ihn Burton. Er brüllte das Kind an. Der Hund sprang Burton an, und das Kind lief los. Nun mußte sich Burton gegen den Hund wehren, und dabei fiel die Nixenfigur zu Boden und traf den Hund, und Tiny starb an Herzversagen. Ted entwischte durch die Hintertür der Galerie und fühlte sich schuldbeladen und elend. Fergus fand ihn dann am Strand, nahm ihn kurzerhand mit und versuchte ihn aufzumuntern.«

»Armer kleiner Kerl«, sagte Mr. Hitchcock.

»Burton hätte also Regina gleich zu Anfang sagen können, daß die Nixe zu Bruch gegangen und Ted weggelaufen war«, fuhr Justus fort, »aber er wußte, daß Ted das Bündel Geld bei sich trug. Das hatte er nämlich nicht wieder hergegeben. Was

sollte Burton dafür als Erklärung angeben? Also log er einfach immer wieder und blieb beim Lügen. Und dann machte er diese kopflose Dummheit und warf die Nixenbruchstücke heimlich vom Pier ins Meer.«

»Das war freilich nicht gerade vernünftig und intelligent«, fand Mr. Hitchcock. »Aber nun zu Mooch und seinem Hausgenossen. Standen sie irgendwie mit Burton in Verbindung?«

»Nein. Mooch ist ein mieser kleiner Krimineller, und der Mann, der bei ihm wohnt, ist Gelegenheitsarbeiter auf dem Sklavenmarkt. Burton holte sich Leute vom Sklavenmarkt, wenn er sehr große und schwere Gegenstände zu transportieren hatte. Das war einfacher und sicherer, als die Arbeitsvermittlung einzuschalten.«

»Und Fergus?« fragte Alfred Hitchcock. »Ich hoffe, die Polizei hat ihm nicht zu sehr zugesetzt.«

»Nein. Er ist wieder am Strand, und Mrs. Stratten kümmert sich rührend um ihn. Auch Mr. Finney. Und Ted ist wieder obenauf. Im September kommt er in die Schule, und dann wird ihm Mrs. Stratten nicht mehr alle paar Minuten hinterherrennen müssen.«

»Ja, und das wäre das glückliche Ende dieses rätselhaften Falles«, sagte Bob. »Ob Sie ihn wohl wieder als Buch herausgeben könnten, Sir?«

»Aber mit Vergnügen«, erwiderte Mr. Hitchcock. »Es ist eine prachtvolle Geschichte. Ein Hotel, in dem es spukt, und eine geheime Schatzkammer! Wunderbar!«

Als Alfred Hitchcock die letzte Seite im Aktenordner nochmals aufblätterte, bemerkte er etwas Glänzendes.

»Was ist denn das? Eine Fotografie?« Er zog Bobs Schnappschuß heraus. Darauf war Justus zu sehen, wie er im Speisenaufzug steckengeblieben war.

Bob und Peter stimmten Lachsalven an.

»Laßt mich doch auch mal . . .« Justus erhob sich rasch, um

sich anzusehen, was Alfred Hitchcock da in der Hand hielt. Und da war tatsächlich ein verwackeltes Konterfei des Ersten Detektivs, der den Betrachter verärgert, hilflos und verdreht ansah und wie ein überdimensionaler Pfropfen in dem viereckigen Schacht steckte.

Zwischen neuen Lachanfällen stieß Peter mühsam hervor: »Wir schlagen vor, wir nennen diesen Fall ›Pummelchen in der Klemme‹.«

»Oder ›Einmal Unterwelt und zurück‹«, warf Bob ein.

Justus sah aus wie ein Dampfkessel kurz vor der Explosion.

Alfred Hitchcock, der sich redlich bemühte, ernst zu bleiben, kam ihm zu Hilfe. »Hört mal, ihr beiden, wenn ihr nicht in Zukunft euer Detektivteam notgedrungen in ›die zwei??‹ umbenennen wollt, dann überlegt euch die Sache nochmals. Wie wäre es mit ›Die drei ??? und der heimliche Hehler‹?«

»Das gefällt mir bedeutend besser«, meinte Justus erleichtert.